





B i b l i o t h e k

f ü r

K i n d e r

u n d

K i n d e r f r e u n d e .



Wien, 1789.

bei dem Herausgeber im k. k. Taubstummeninstitute.

1811

1811

1811

1811



1811

1811

K l e i n e
Kinderbibliothek.

Herausgegeben
v o n
J. H. C a m p e.



N e u e A u f l a g e.

Vierter Theil.

W i e n,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.

1 7 8 9.

VERLAG

Verlag

Verlag

von

J. D. C. C.



Verlag

Verlag

Verlag

Verlag

Verlag



Fritzchen am Neujahre.

Sa! guten Morgen, Fritzchen! — heut
Ist guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie ist mir doch? — Da steh ich hier,
Und schaue um mich her;
Und allenthalben deucht es mir,
Als ob es anders wär';

Als trät' ich in ein neues Land,
Und wäre selber neu,
Und wäre etwas unbekannt,
Und doch vergnügt dabei.

So, denk' ich, wird mir's künftig seyn,
Wenn nun der liebe Gott
Erst Neujahr macht, und hohlet uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht nicht mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unsers Gottes Ehr!

Doch Dank für so weis, lieber Herr!
 Wir haben's hier auch gut;
 Und wird uns immer merklicher,
 Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist alles vor dir gleich,
 So Blume, so der Strauch.
 Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
 Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
 Daß du sein Vater bist.
 Der wahrlich! freut sich nicht daran,
 Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wohl
 Des frohen Jubels werth:
 Denn unser Theil ist übertoll
 Von Freuden uns bescherk.

Daß ich nur bin — was trink ich da
 Für Seligkeiten ein!
 Ich armes Frizchen könnte ja
 Nur nichts geblieben seyn.

O dies allein, dies stürzt mich hin
 In Dank, in lauten Dank!
 Ihr lieben Engel, hör's! ich bin!
 Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht; das zeigt auf mehr;
 Vergebens blüht sie nicht.
 Sie giebt den süßen Duft umher,
 Weil sie auch Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden blühet sie:
 Ihr Engel, so bin ich;
 Ein kleines Blümchen blüh' ich hie,
 Ihr erndet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich so hoch?
Ich weiß es nicht. Ich will
Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften still.

Die Erd' ist wohl ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürsten nicht.
Der Gärtner, welcher uns gesä't,
Hat Regen, wenn er spricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih;
Und daß, wenn er nun kommt und sucht,
Es nicht vergebens sey.

Das soll es nicht! — Denn seht, da naht
Sie her mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle schafft! Überbeck.

Der kleine Ludwig an ein Schäschen.

Komm, liebes Schäschen, her zu mir,
Und is' aus meinem Händchen;
Und wenn du's thust, so bind' ich dir
Ein schönes rothes Bändchen
Rund um dein wollicht Häschen her,
Und geh' und hole dir noch mehr.
Und füttere alle Tage dich,
Und liebe dich, und streichle dich.
Wenn denn einmal — wie freu ich mich!
Mein lieber Vater kommt dazu:
Dann streichelt seine Hand auch mich;
Dann wird er sagen: Ludwig,
So fromm wie's Schäschen sey auch du!

Dorothea B.

Der Obstgarten.

An einem schönen Sommerabend liefen Lottchen und Fritz, zwei Kinder, gut und fromm wie kleine Engel, bei ihrer Mutter im Garten herum.

Hier standen Apfelbäume und Birnbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herrlichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer reifer Kirschen hing. Der fiel den Kleinen besonders in die Augen.

Ach, sieh mal, liebe Mutter, rief Fritz, sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! Ach, wenn ich die doch herunter hätte! Soll ich nur einmal schütteln, liebe Mutter? soll ich? —

Ja, Fritz, sagte die Mutter, schüttle immerhin, wenn du kannst; was herabfällt, das soll euer seyn.

Und Fritz lief hin, den Baum aus allen seinen Kräften zu schütteln — aber sieh! der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter.

Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte, wie das doch zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin und her schütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunter fielen?

Komm mit, Fritz, antwortete lächelnd die Mutter: ich will dir zeigen, wie's zugeht.

Die beiden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und die Mutter wies ihnen in einiger

Entfernung vom Kirschbaume, wie bis dahin noch die Wurzeln des Baums reichten, die in den vielen Jahren, daß der Baum schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baums über der Erde.

Sie erklärte ihnen, wie aus den größern Wurzeln viele kleinere herauswüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten — wie der Baum durch Hülfe dieser vielen Wurzeln, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungssaft an sich zöge; und wie er selbst sowohl, als auch die Wurzeln, dadurch immer neuen Zuwachs erhielten.

Darauf machte sie ihnen denn begreiflich, daß der große Kirschbaum mit seinen vielen und langen Wurzeln ein weit größeres Erdreich umfasse, als der junge Birnbaum, und daß jener also auch schon viel fester stehen müsse, als dieser.

Dies alles wies die Mutter ihren Kindern, und setzte dann mit herzlichster Liebe hinzu: eben so, lieben Kinder, geht es uns Menschen mit dem Guteseyn.

Je länger wir die Tugend, das ist, das Gute üben, je mehr fassen alle unsre Kräfte gleichsam Wurzel darin, und desto unmöglicher wird es jeder Versuchung zum Bösen, uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine zeitlang fortgegangen sind, ganz abzureißen.

Izt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder, was das sagen will, aber so viel könnt ihr doch schon davon verstehen — wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt wäre, so könnt' es auch nie groß und stark und so fest werden,

wie der Kirschbaum nun schon ist: Nicht wahr, Fritz, das könnte nicht angehn, wenn er nicht gepflanzt wäre?

„Nein, sicher nicht, liebe Mutter!“

Und wann ist er gepflanzt, da er schon groß war, wie nun? — oder —

„Nein, liebe Mutter, der Vater hat mir erzählt, daß er ihn, da er auch noch klein war, aus einem Kirschkern gezogen, und nachher einen Zweig vom Birnbaum hineingespöpft hat; sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen;“ —

Während dieser Unterredung waren sie zu dem Baume gegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baums nieder. —

Nun, lieber Fritz, fuhr da die Mutter fort, freue dich; er wird auch einst so groß und fest werden, und so viele Früchte tragen, als der Kirschbaum — aber nicht wahr, das könnt' er nicht, wenn er nicht gepflanzt wäre?

So pflanzt denn auch ihr, lieben Kinder, ist die Tugend oder das Gute in eure Herzen: das heißt, habt den lieben Gott und eure Eltern und denn auch alle Menschen lieb, und thut gern, was der liebe Gott durch eure Eltern von euch fodert: dann, Kinder, dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet denn einst süße erquickende Früchte euren Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch jetzt giebt. —

Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baums herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schooß voll süßer Kirschen.

Die kleine sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter und sagte: ja, liebe Herzensmutter, das will ich thun! Ich will Frömmigkeit und

Jugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen.

Ach wie hab' ich ihn lieb dafür — und wie schmecken sie so schön, die Kirschen!

Sollst auch vielen Dank haben, liebe beste Mutter, daß du sie uns gepflückt hast! und sanft schmiegte sie sich noch einmal an ihre Mutter, und küßte ihre Wange.

Indem lief auch Fritz herbei, der bis izt mit seinen großen ofnen Augen auf Lottchen acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seinen gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit:

Ja, Mutter, ja! — was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun; gewiß, ich will gut und brav werden — wie du mich haben willst — und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist.

Die Mutter drückte gerührt beide Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hoffnung, die ihre Kinder ihr machten, daß sie sie dereinst gut, oder welches einerlei ist, glücklich sehen sollte.

M. S.

Die Katze, die Maus und das Mäuselein.

Die Katze.

Mein allerliebstes Mäuselein,
 O komm doch her zu mir:
 Sollst ruhen in den Armen mein,
 Scharmant, kleines Thier.

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
 Geh nicht, ich rath' es dir:
 Die Katze hascht das Mäuselein,
 Bleib, Töchterchen, bei mir!

Die Katze.

So komm doch, liebes Mäuselein!
 Siehst du die schöne Nuß?
 Die schöne Nuß soll deine seyn
 Für einen einz'gen Kuß.

Das Mäuselein.

O laß mich, liebes Mütterlein!
 Sieh nur die schöne Nuß:
 Die schöne Nuß soll meine seyn
 Für einen einz'gen Kuß!

Die alte Maus.

Geh nicht zu ihr, mein Töchterlein!
 Nimm ja nicht ihre Nuß!
 Die Katze beißt das Mäuselein,
 Fleuch, fleuch vor ihrem Kuß!

Die Katze.

Kommst noch nicht, liebes Mäuselein?
 Sieh nur, was hab' ich hier?
 Schön Zuckerbrod und Brezelein,
 Dies alles geb' ich dir!

Das Mäuselein.

O laß mich, laß mich, Mütterlein;
 Ich muß, ich muß zu ihr!
 Vom Zuckerbrod und Brezelein
 Geb' ich die Hälfte dir!

Die alte Maus.

O geh nicht, geh nicht, Töchterlein!
 Noch einmal rath' ichs dir:

Die Katze würgt das Mäuselein;
Sie frißt dich, kleines Thier!

Die Katze.

Dich fressen, liebes Mäuselein?
Dich würgen, kleines Thier?
O glaub's nicht deinem Mütterlein,
Und komm, o komm zu mir!

Das Mäuselein.

Da bin ich: gieb mir Brezelein! —
O weh, ich armes Thier!
Sie würgt mich, liebes Mütterlein;
Ach Hilfe, Hilfe mir!

Die alte Maus.

Nun ist's zu spät, mein Töchterlein;
Zu spät, zu helfen dir!
Du folgtest nicht dem Mütterlein;
Das ist der Lohn dafür!

Am 24ten Jänner 1781.

Im Mohrenland ein König war,
Hieß nur der Kleine König;
War Mohr, und hatte wolligt Haar,
Und stotterte ein wenig.

„Nun will ich!“ sprach er immer, „nun!“
Wohl recht hieß er der Kleine!
Wollt' immer große Thaten thun,
Und that der großen keine.

Schließ immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen!
Man weckt' ihn: „laß mich!“ sprach er, „doch
Nur noch ein wenig liegen.“ —

Im Preussenland ein König ist,
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

Fragt sich, wann er zu Bette geht,
Was Gutes ist geschehen;
Kann wahrlich! Seine Majestät
Sonst nicht zu Bette gehen.

Sein Fest wird heut gefeiert sehr
In Dörfern und in Städten;
Ach! wenn ich doch sein Bauer wär,
Wie wollt' ich für ihn beten!

Von einem * * schen Bauer.

Mutter und Lieschen, ein Gespräch.

Mutter.

Was fehlt dir, Lieschen? du siehst ja so traurig aus?

Lieschen. O nur ein Bischen!

Mutter. Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Spaziergang sollte dich fröhlich machen?

Lieschen. Ja, das that er auch, liebe Mutter! — Aber da ich mit Hannen sehen wollte, was die arme kranke Schulmeisterin machte: da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thüre, die erbärmlich vor Hunger weinten. —

Mutter. Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich selbst ihm 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen. Das sagte Hanne auch zu der Nachbarin, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brod gab.

Mutter. Und was antwortete die?

Lieschen. Der arme Mann ist wohl sehr zu beklagen, sagte sie: er läßt sich's bluffsauer werden: aber das hilft ihm alles nicht. Denn seine Frau die ist gar keine Wirthin; sie versteht gar nichts von alle dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmal waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemde anziehen will: so muß er es für Geld außer dem Hause waschen lassen.

Mutter. Das ist ja arg; und da hattest du wohl Ursache, traurig darüber zu seyn, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige seyn, die dir je zu Gesicht kommt! --

Lieschen. Ach, das ist noch nicht alles! Hör nur, liebe Mutter; — da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müßiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann nun mit seinen Kindern Mittag- oder Abendbrod zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat denn mit den armen kleinen Kindern nicht einmal ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter. Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen. Welche, liebe Mutter?

Mutter. Die, daß eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestim-

mung gehöret, die allerverächtlichste und unglücklichste Creatur in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemals begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen. O ja, liebe Mutter; ich seh es nun noch mehr ein, daß du mich lieb hast, weil du mich arbeiten lehrst. —

Aber sage mir einmal, die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wohl nicht nöthig, so vielerlei Arbeiten zu lernen? Die können ja alles, wenn sie einmal verheurathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter. Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstlich beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minute haben würden, und denn können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleider ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden, verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente seyn, und nicht mehr von ihnen fordern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde, wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen. Nein, beste Mutter, das glaub' ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch seyn mögen, nöthig und nützlich sey.

D. C.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht;
Du durfst es wohl nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Blut,
Als ich mit halben Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke. —

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden! —
D steh mich noch ein Bischen an,
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wohl viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage früher.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Sie werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter naht sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;

Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Heerd,
Die krumme Hand zu laben! --
Und bist vielleicht inwendig werth
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht?
Wie wird mir, daß ich bebe? --
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe! Overbek.

F e l d l i e d.

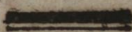
Sinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sieht man auf dem Ei.

Doch so wie heute sieht man nicht,
Man rennt, so weit man kann;
Mit freudehellem Angesicht,
Feldein und Berghinan;

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß,
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan;
Der seinen frohen freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumal
In jenes Wipfels Raum!

 N

Gebt Acht, ich kleffre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn, weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und sieht nach Blumen sich umher —
Mit einmal piep ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie.

Doch gleich ist alles wieder gut:
„Will er herunter, er?“ —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher. O verbeck

D e r N e b e l.

An einem schönen Herbstabend gieng Lotte
mit ihrem Vater spaziren.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer
niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor,
welche von fern das Ansehen eines weißen Sand-
hügels hatte.

„Vater! Vater! schrie Lotte; o sieh doch,
was ist das da unten auf der Wiese?“

Vater. Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte. Aber es scheint ja ganz dicht zu
seyn, als wenn man's mit Händen greifen
könnte!

Vater. Wenn wir da wären, würden wir
ihn kaum bemerken.

Lotte. O das sagst du wohl nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater. Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte. O das ist schön! Ich will oben darauf klettern; da wird man recht um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle angekommen waren, bemerkte man kaum einen feinen Dunst, der nur von fern gesehen so dicht zu seyn geschienen hatte.

Vater. Siehst du, Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte. Fork! — aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu seyn, und nun ist fast gar nichts da.

Vater. Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu seyn scheinen: und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte. Was sind das für Dinge, Vater?

Vater. Erinnerst du dich an die schöne gepuhte Dame, die uns gestern in der prächtigen Staatskarosse begegnete?

Lotte. Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche; Und so schöne allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerken einmal recht von Silber!

Vater. Das muß wohl eine rechte Lust seyn, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleidete Bedienten zu haben, und selbst so aufgepuht zu seyn, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte. Ja, das glaub' ich.

Vater

Vater. Aber sahst du nicht, wie verdrieslich und kränklich die schöngepuhte Dame in ihrer herrlichen Karosse da saß, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte. Ja, das ist wahr; sie sahe eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater. Sie mußte ja also doch wohl nicht zufrieden seyn, ohngeachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viel prächtige Sachen hat?

Lotte. Nein.

Vater. Siehst du, Lotte? Alle die äußere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wohl eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei seyn. Thörigt ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer darnach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm zu nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dich oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtsschaffenheit, und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen herzlichen Kusse auf des Vaters Hand. C.

Die Krankheit.

Ich lag im Bette klümmlich,
Zwending gar nicht munter,
Und von der bleichen Wange schlich
Ein Thränenquell herunter!

Der Schlaf blieb aus, und immer aus,
Ich konnt' ihn nicht erslehen,
Und bald kam ein Geschwür heraus,
Nur widrig anzusehen.

Und brann't und preßte mir
Ein Aechzen aus der Seele.
Da seufzt' ich: o mein Gott, sieh hier!
Sieh hier, wie ich mich quäle!

Das hörte wohl der liebe Gott;
Er muß ja alles hören!
Doch ließ er täglich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Da fraß der Durst den hohlen Gaum,
Die Zunge wollt' starren.
Ich frant und frant, und konnte kaum
Des nächsten Trunkes harren.

Und immer brannte das Geschwür
Mit tausendfachen Stechen.
Ich schrie; es war, als wollt' mir
Das Herz im Leibe brechen.

Ich schrie, und weinte bitterlich:
Erleicht're doch mich Armen!
Der Schmerz ist gar zu groß für mich!
Ach lieber Gott Erbarmen!

Das hörte wohl der liebe Gott;
Er muß ja alles hören.

Doch ließ er stündlich meine Noth
Noch immer sich vermehren.

Ein heisses Fieber wühlte mir
Sindurch in allen Adern:
Da ward ich wild, und wollte schier
Mit jedem Menschen hadern.

Es schlugen alle, die mich sahn,
Die Hände hoch zusammen,
Und fürchteten sich mir zu nah;
Mein Auge stand in Flammen.

Ich wußte von mir selber nicht,
Mein Sinn war ganz befhöret;
Und jeder Zug mir im Gesicht
Verschoben und verkehret.

Da sank mein Vater hin aufs Knie,
Und Mutter lag daneben —
Und beteten, als wollten sie
Am Kammerboden fleben.

Und plötzlich fuhr es in mich her,
Wie eine Kraft von oben:
Ich beß — und wüthete nicht mehr,
Und fing an Gott zu loben:

Und freudig war das ganze Haus;
Doch ich war stumm vor Freuden!
Nur eine Thräne drang heraus,
Ganz anders, wie im Leiden:

Es tobte nun der Puls nicht mehr;
Das Fieber war verschwunden.
Auch gieng hinweg die böse Schwär;
Ich schlummerte fünf Stunden.

Und als ich da erwacht — o Glück!
O namenlose Wonne!
Durchs Fenster gab mir einen Blick
Die milde frühe Sonne.

Ich warf die Hände nach ihr hin,
Und lächelte hinüber.
Entzücken war mein ganzer Sinn;
Entsprungen wär' ich lieber.

Und Mutter kam, die Hände voll
Von Primeln und Narzissen.
Das war zu viel! — ich mußte wohl
Sie und die Blumen küssen.

Und allgemach floß neue Kraft
Herein in meine Glieder.
Gelobt sey Gott! er hilft, und schaft
Gedeihn dem Kranken wieder.

O. verbeck.

Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Unter Zeno's Schülern zeichnete einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhungrig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen; und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien im Begriff zu seyn, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungrige Schüler ein Paar große Augen, sahe seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

„Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmst's dich Wunder, daß ich auch einmal gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollten?“ C.

Fritzchens Weihnachtsfreude.

Morgen! morgen wird's was geben!
Morgen! Morgen! — welch ein Leben!
Morgen! Gustchen, freue dich!
Sieh nur, sieh, wie freu' ich mich!
Lustig! spring die Kreuz und Quer!
Hüpfe, als obs Maifrag wär'!

Morgen wird noch mehr gesprungen,
Wird das frohste Lied gesungen;
Dann ist Freude überall!
Und weißt du, warum das all? —
Zweimal werden wir noch wach;
Heiß! dann — ist's Weihnachtstag.

Morgen wird laut vorgelesen,
Wer da gut und brav gewesen.
Hei! ich glaube, daß ich's war:
Täfelchen! o macht es wahr!
Ach, dann freuet Mutter sich,
Alles, alles liebet mich! —

Schön wird dann die Stube stralen,
Schöner, als kein Maler malen
Und ich nicht beschreiben kann;
Alles lachet dann uns an!
Gustchen, laß uns fröhlich seyn;
Immer brav und fröhlich seyn!

Ein Ungenannter.

Am Weihnachtsabend.

Alle.

Lieber heiliger Krist,
Komm und hör! wir stößen,
Fiedlen und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel schönes mit!
Was wir gerne haben
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Fritz.

Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.

Mir ein Burbaumgärtchen!

Hermann.

Ach, ein Gänsewagen
Die mit Füchsen jagen!

Sans.

Und ein Harlekin
Mit der Violin!

Fritz.

Und ein Grenadier
Mit der Flinke mir!

Ludwig.

Und viel Zuckerpuppen!

Alle.

Ach ja! Zuckerpuppen!

Sans.

Mandeln und Rosinnen!

Alle.

Mandeln und Rosinnen!

Hermann.

Nüss' und Honigkuchen!

Alle.

Lia! Sonigtuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heiliger Krist!

Sans,

Aber keine Xuten!

Alle.

Si! die bösen Xuten!

Fritz.

Denn wir sind ja fromm!

Alle.

Ach so komm, so komm!
Heilger Krist, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Krist!

Wverbeck.

Wilhelms Frage

über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbenen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen. —

Dem Sonnenschöpfer ist's bekannt;
Mein armer kindischer Verstand
Kann's nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst geboren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen May,
Den Bruder Karl einmal genossen;

Und keine Bücherleserei,
 Und keine Rosen aufgeschlossen,
 Und keines Baumes Honigfrucht,
 Auch keine Nachtigallenlieder,
 Und keines frommen Lehrers Zucht?

Er kam, und weinte viel,
 Trug Schmerzen, und gieng wieder
 Aus dieser Welt ganz unbekannt
 Mit allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
 Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
 Wohl hier gewesen?

Ferdinands Antwort

im Traum auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
 Darüber hab' ich zum Bescheide
 Von Engeln, die mir's vorgesagt!
 Ich kam für mich zu keiner Freude
 In eure kleine Welt;
 Mich hatte Gott, der alle Wesen
 Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
 Mich hatte Gott dazu erlesen,
 Daß sieben Seelen aus der Noth
 Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brod
 Gab ein Paar Eltern schwere Bürden.
 Sie wohnten unterm Dache, tief
 Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
 Da sagte nun die Wehemutter,
 Die man bei meiner Ankunft rief,
 Vom Elend dieser armen Leute;

Und meiner Mutter Mutter lief,
 Du weißt's so gut, als wär' es heute,
 Sie lief und sag't in reichen Häusern an:
 Da mußte Magd und Diener eilen,
 Geld, Brod und Kleidung auszutheilen
 Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies schrieb der Himmel auf, ich fand's
 ich hab's gelesen;

Ich freue mich darob, und bin
 Nicht ganz umsonst ein Mensch gewesen,
 Mein Leben war Gewin!

U. L. Karschin.

Der Waghals.

Der Knabe, Alexander Waghals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein Paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, da wollte er allezeit springen.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindi-

ſchen Verwegenheit von ſeinen Eltern und Aufſehern oft beſtraft: aber er beſſerte ſich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu ſpät Flug geworden war.

Einſt ſprang er auf Balken herum, die neben einander abgeſondert auf dem Waſſer lagen.

Er trat fehl, ſiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme ſich anhaltend, zwiſchen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe in eiſkaltẽ Waſſer, eine Zeitlang hängen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt; und durch außerordentliche Erkältung hatt' er ſich die Schwindſucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebt' er bis in ſein zwanzigſtes Jahr, und ſtarb,

Fritzchens Danklied

nach überſtandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut biſt du!
Du giebſt uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in ſüßer Ruh
Auf meinem Küſſen liegen.

Vor kurzem noch war ich ſo krank,
Da konnt' ich gar nicht ſchlafen!
Ach, manches Kind iſt noch wohl krank,
Und kann noch gar nicht ſchlafen.

Und manches krümmt ſich wohl auf Stroh,
Voll Angſt und voller Schmerzen:
Ich bin geſund — des bin ich froh;
Dann wieder munter ſcherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
 Für alle, alle Freuden!
 Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
 Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiferm Sinn
 Mein ganzes Leben leben;
 Und stäts, so lang' ich munter bin,
 Für Gutes mich bestreben!

Ein Ungenannter.

Als Schwester Lottchen verreiset war.

Der Abend ist gekommen,
 Die Welt ist ohne Licht;
 Mein Läubchen sitzt bekümmert,
 Und kennt die Gegend nicht.
 Es mögte gern in Schlummer
 Sein Aeuglein decken zu:
 Doch eines macht ihm Kummer,
 Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Mänchen ist geflogen
 Wohl über manches Haus:
 Ist viel umher gezogen,
 Und bleibt noch immer aus.
 Das Läubchen kann nicht rasten,
 Das Läubchen sitzt bekümmert;
 Es wird so lange fassen,
 Bis Mänchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Läubchen,
 So ist auch mir zu Sinn!
 Ich hatt' ein Schwester, Läubchen,
 Und ach, es flog dahin!

Und Friſchen kann nicht raſten,
 Und Friſchen ſißt beklemmt;
 Er wird ſo lange faſten,
 Bis Lotte wiederkömmt!

Overbeck.

Die Hunderettung.

Ein rabenſchwarzer kleiner Hund
 Lag jämmerlich im Graben.
 Ward ohne Fug und ohne Grund
 Von gottvergeſſnen Knaben
 Hinabgeſtürzt in tieſen Schlamm,
 Und muß' im letzten Tagesſchimmer
 Bei jedem, der vorüber kam,
 Um Mitleid und Erbarmen wimmern.

Und alle ſchimpften auf den Arm,
 Der ihn herunterſtürzte,
 Und nicht aus menſchlichem Erbarm
 Sein Leben ſchnell verkürzte.
 Denn ſchmachend mußte ſich das Thier
 Die Nacht zu Tode quälen,
 Wenn unter denen, welche Neubegier
 Herbei zu eilen trieb, ein Ketter ſollte fehlen.

Doch endlich fand ein Ketter ſich,
 Ein Kleidungsmacherlerner; *)
 Der ſtieg hinunter muthiglich,
 Und achteſe nicht ferner
 Auf ſeinen weißgewaſchnen Strumpf,
 Den er beſchmuhen mußte;
 Zogs Hündlein aus dem ſchwarzen Sumpf,
 Weil er zu fühlen mußte,

*) Ein Lehrbursche des Schneiderhandwerks.

Was Gott ins Menschenherz gelegt,
Des Mitleids edle Gabe. —

Froh, wie ein Held, der Lorbeer trägt,
Kam der gepries'ne Knabe
Heraufgeklettert, gab das Thier
In zweier Knaben Pflege,
Und gieng ohn' alle Ruhmbegier
Bescheiden seiner Wege. U. L. Karschin.

Gespräch zweier Bauerkindern.

Heinrich.

Lustig, Sannchen, wer wollte nun weinen!
Nun kommt Weihnachten; dann bringt Vater
Kuchen und schöne Sachen aus der Stadt mit.

Sannchen. Ja, deiner mag was mitbringen,
meiner gewiß nicht; hätten wir nur saft Brod
im Fest!

Heinrich. O Sannchen, komm zu uns!
Mutter soll dir Brod und Fleisch genug geben.

Sannchen. Ich mag nicht essen, Heinrich,
wenn die andern zu Hause hungern.

Heinrich. Du sollst viel haben; dann kannst
du ihnen was abgeben.

Sannchen. Ich darf nichts zu Hause bringen.

Heinrich. Ei! warum das nicht?

Sannchen. Weil der Vater denkt, ich hab's
gebestellt; und Besteln will er nicht haben.

Heinrich. I nun! was zu bitten, wenn
man arm ist, das ist ja nichts Böses. Das Steh-
len nur, hat der Schulmeister gesagt, hätte der
liebe Gott verboten.

Sannchen. Ja, vordem sagte der Vater auch
so; aber seit er vorm Jahre einmal so lange nach

der Stadt gewesen ist, um dem reichen Herrn — wie hieß er doch noch? — seinen Garten umzugraben, so ihm spricht er anders.

Heinrich. Und warum denn seitdem anders?

Hannchen. Ja sieh mal, Heinrich, du weißt, der Herr da mit seinem Garten ist ein reicher, reicher Mann, weiß weiß reicher, wie nur einer hier im Dorfe ist. Wenn nun bei dem einer um etwas zu bitten gekommen ist: so haben da die Diener dieses reichen Herrn ihn schimpflich abgewiesen, und ihn auch wohl, wenn er vielleicht, weil er zu hungrig war, nicht gleich hat gehen wollen, beim Arme zur Thür hinaus geschoben; unterdessen daß des Herrn seine großen Hunde die auf dem Teller übriggebliebenen Speisen aufgefressen haben, woran die armen Leute ihren Hunger reichlich gestillt hätten.

Und so ist denn einmal ein ganz ganz alter Mann gekommen, der hat ein groß Stück Braten aufgenommen, was eben vorm Hause gelegen; wie das ein Hund gewahr wird, springt er zu, und beißt den armen alten Mann ins Bein; und was meinst du, Heinrich, der reiche Herr, der dies von oben mit angesehen, hat nur darüber gelacht. Seitdem nun sagt der Vater, wenn man arm wäre, und es sichs merken ließe, so hielten einen die reichen Leute schlechter wie die Hunde.

Heinrich. O pfui des häßlichen Mannes! Aber so, Hannchen, sind wir nicht. Denn höre nur mal, der Vater ist auch bisweilen in der Stadt gewesen um Weihnachten aus, weißt du wohl, und o, da kann er nicht genug erzählen, wie die reichen Leute denn leben; wie sie so viele große große Gerichte einander vorsetzen; Speisen, liebes Mädchen, die so viel viel Geld kosten, mit welchem man, wenn man Brod und Gemüse

dafür gekauft hätte, ein ganzes Haus voll armer Leute hätte satt machen können; und wie sie denn oft gar nichts davon essen, sondern es nur bloß zum Staat haben.

Sannchen. Ach, Heinrich, wer doch nur nicht arm wäre!

Heinrich. Bist du nicht thöricht, liebes Sannchen! Sieh mal, kannst ja zu uns kommen; die Mutter soll dir eine große Seite Speck und einen ganzen Haufen Brod geben, und ich will dirshinfragen helfen; denn der Vater sagt immer, darum hätte der liebe Gott arme Leute in die Welt gesetzt, damit er sehen wollte, ob die reichen Leute ihn auch lieb hätten. Denn, wenn sie das hätten, so gäben sie den Armen mit Freuden was ab, weil's der liebe Gott befohlen hätte. Auch ist er immer froh, wenn er armen Leuten Gutes gethan hat, und bedankt sich denn des Abends dafür beim lieben Gott, daß er ihm die Ehre gethan hat, was von ihm wieder anzunehmen. Denn er sagt, in der Bibel stünde, was ihr den Armen gethan habt, das habt ihr mir (nämlich dem lieben Gott) gethan. Nun mach doch, Sannchen, daß er sich heute Abend beim lieben Gott bedanken kann.

Sannchen. Ach, ich darf nicht, Heinrich! Soll ich den Vater ärgern? Er ist noch dazu krank, denn er und die Mutter haben schon seit zwei Tagen nichts gethan, als weinen. Dann sehen sie mich, und dann meine kleine Schwester und Bruder an, und grämen sich, daß wir so hungrig aussehen, und so nackt gehen und frieren, und nun auch Weihnachten nicht einmal in die Kirche gehen können. (Sie fängt an zu weinen.)

Heinrich. Hör, Kind! ich besinne mich auf was. Ich will mit zu deinem Vater gehen, und

will ihn bissen, daß er zu uns ins Haus kommt. Dann soll Vater mit ihm nach H. gehen; der Edelmann dort will einen Gärtner haben; das kann dein Vater werden, da er so gut die Gärtnerei versteht. O! o! wie schön! Dann werdet ihr Brods genug haben, und der Edelmann nimmt ihn gewiß, wenn der Vater es ihm sagt; denn er hat den Vater viel zu lieb.

Ach Saanchen, spring! spring! und freue dich; dann kriegst du auch einen schönen Weihnachten! Komm geschwind, daß wir zu deinem Vater laufen, und es ihm sagen!

Saanchen. Ja Heinrich, komm! komm! Wenn das wahr würde, wie wollt' ich dem lieben Gott danken! L. S.

Der Kirchturm.

So mächtig hoch den Thurm zu baun,
War wohl gewaltig schwer.
Es läßt sich gut herunter schaun
Auf alles Land umher.
Doch wie? um das Heruntersehn
Ist wohl das Bauen nicht geschehen.

Um das Hinauffehn doch nicht gar? —
Um was denn anders wohl?
Da steht mein Thurm so wunderbar,
Daß man sich wundern soll.
Ein großer Kegel! so denk' ich,
Und geh vorbei — und wundre mich;

Und mancher wundert sich nicht mehr;
Das Ding ist ihm schon alt.
Vergessen ist der lange Herr,
Vergessen sehr, sehr bald! —

Man baue doch nur keinen Thurm,
Mit Blocken und mit Zier!
Er steht im Hagel und im Sturm,
Und was hat er dafür? Überbeck.

Die böse Laune:

Zimmer heifern frohen Sinn
Sollt' ich allerdings wohl haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben;
Wacker treib' ich Spiel und Lauf;
Zimmer kehrt die Mahlzeit wieder;
Morgens steh' ich ruhig auf,
Abends leg' ich sanft mich nieder.

Und gewieß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet,
Wenn nir nichts im Köpfchen liegt;
Das kein Ball, kein Kräusel heilet.
Über sprich, wo kommst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheur, wo kommst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirn;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlets hier schon in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen seyn,
Lieblich mag mein Säubchen kurren
Heiser mag sich Papchen schrein:
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden,
Gelt, ich suche schon nicht lang,
Um auch diesen Feind zu finden.

Kinderbibl. IV: Th. 8

Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
 Wenn des Essens Lust mich lockte,
 That ich mehr, als mir gebührt;
 Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
 Lieber Gott! dem Kleinsten Fehle
 Folget schleunig auf dem Fuß
 Züchtigung an Leib und Seele.
 Fritzen, Fritzen! hier ist noch
 Weites Feld für dich zu pflügen!
 Nun die Laune soll sich doch
 Unter meinem Pfluge schmiegen!

Overbeck.

Der Schmaus.

Ist das die ganze Sache?
 So laß mich nur zu Haus?
 Ich weiß nicht, was ich mache
 Mit dieser Art von Schmaus.
 Ist's für die Langeweile?
 Ist's für den Zeitverreib?
 Ihr zieht mich da am Seile
 Und macht mir franken Leib.

Ich mags kaum wieder denken,
 Wie närrisch ich da stand,
 Wie Männerchen auf Schränken,
 Gedrechseit und gewandt;
 Gepudert und frisiert,
 Gesteckt in Weiß und Roth,
 Mit Kräuselnchen gezieret —
 Und bange bis zum Tod

Und nun befragt mich wieder,
 Was ich da recht gethan?

Geschlichen auf und nieder
 Die lange blanke Bahn!
 Gehört und nicht verstanden!
 Gesprochen? Kaum ein Wort!
 Den Magen fast zu Schanden
 Gepest in einem fort!

Und überall verlegen,
 Bei so viel Puh und Pracht,
 Bei Fächern und bei Degen,
 Und dann wohl ausgelacht.
 Gezupft an allen Ecken,
 Zu allem Dienst gebraucht,
 Bei Pelz und Ueberrocken,
 Daß mir der Kopf geraucht,

Und wie mir das bekommen?
 O schlecht, erbärmlich schlecht!
 Der Magen ist bekommen,
 Der Sinn ist gar nicht recht.
 Wer kann doch alle Tage
 Zu solchen Schmäusen gehn?
 Das nenn' ich eine Plage;
 Mir ist's nicht auszustehn.

Nein, Bruder, wenn wir spielen,
 So ist das Herz uns leicht!
 Wir sind vergnügt und fühlen
 Nicht, wie die Zeit verstreicht.
 Da, auf den großen Schmäusen,
 Da gähnet man sich an;
 O glücklich ist zu preisen
 Wer davon bleiben kann;

Überbeck,

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie so bloß
Hängst du an deinem kalten Moos!
Wie starr und aller Säfte leer
Ist rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutterau;
Herunter schnaubt der wilde Sturm
Und krümmt dich armen kleinen Wurm,

Mit Keilen bricht der Frost herein,
Und knickt die zarten Zweigelein
Der Hütte, wo du friedlich ruhst,
Und keinem was zu Leide thust.

Du reißt empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bittest um dein Leben nur
Die immer schweigende Natur.

Und eh noch blinkt das Morgenroth,
So bist du armes Würmchen todt.
Der liebe Gott, der keins vergift,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen; nun hernach
Krümmt dich kein herber Wintertag;
Kein starker Sturm von Schlossen schwer
Zerknickt dir deine Hütte mehr.

Stirb Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies:
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich Würmchen hält.

Wir alle gehen einst, wie du,
Ein jeder hin zu seiner Ruh;

Der liebe Gott, der keins vergift,
Weiß nur, wo jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achsens immer für Gewin.
Der einmal uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck

An eine Weintraube.

Sie pressen dich und stoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und fragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und freibens arg dabei,
Und singen: „er, der Wein, zersprengt die
Sorgen,
Schier, wie ein Glas, entzwei!“

Und haben Kopfsweh dann des andern Tages,
Und halten Grillensfang,
Und sind nur von des lieben Trinfgelages
Erinnerung schon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir
raube,

Zum Wein in mir verkehrst!
 Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
 In meinem Magen gährst!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig
Die Zeiten brauchen viel!
Und Sorgen sind bisher noch nicht vorrätzig,
Als höchstens für mein Spiel.

Wenn du was willst, so werde zur Rosine,
 Der ich viel holder bin,
 So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
 Die kleine Näschlerin! Überbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Fritz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern: so wollt' es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden. Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um fünf Uhr auf; plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: einmal muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es gieng ihm aber ein Schauer durch den ganzen Körper, so stark emporrie sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indes geschwind an, allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paar mal war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, sezt' er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm alles weit besser von statten gieng, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz außerordentlich mit ihm zufrieden; und seine Eltern,

welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebesungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätt' er heute ein neues Leben angefangen.

Da dacht' er bei sich selbst: belohnt sich das Bischen Selbstüberwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen: o so wär' ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's; mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben so früh aufzustehn. Endlich wurd' es ihm so gar zur Gewohnheit, so daß er niemals länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paarmal euch gezwungen; und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmal einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte einmal, ich gieng auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingingen, von denen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkamen, welche zu mir sagten: ich sollte nur nicht weiter fortgehen; denn in der Mitte dieses schmalen Weges läge ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müßte, weil ihn kein Mensch ersteigen könnte.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer andre vor mir hingehen sahe, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter gieng, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einiger Entfernung

vor mir läge. Je näher ich aber hinzu kam, desto grösser schien der Stein zu werden, und zuletzt ward er so groß, wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergrif mich einer beim Arme und sagte: Du bist auf dem Wege zur Tugend, und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich durch seine anscheinende Größe nicht abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hintüber.

Ich dachte: es soll gewagt seyn; schloß darauf meine Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiters, als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurd' es mir auf einmal so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plötzlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurück sah, erblickt' ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurück beßen und wieder umkehrten; ich rief ihnen zu, was ich konnte, sollten sich durch diesen Stein doch nicht abschrecken lassen! es sey ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig; fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Der arme Mann.

In einem kleinen Dorfe wohnte
Ein alter, armer, frommer Mann,
Der nichts durch Arbeit mehr gewann,
Den aber Gott dadurch für seine Redlichkeit
belohnete,
Daß alle Bauern, die ihn sahn,
Des Alten Noth und Armuth fühlten,
Und ihn mit Freuden unterhielten.

Sie warfeten, sie liebten diesen Alten,
Und ehreten sein graues Haar,
Und brachten jeden Tag ihm seine Nothdurft dar;
Dann weint' er oft, und wies durch sein Verhalten,
Wie werth er ihres Mitleids war.

Sein Herz ist voll von edlen Sorgen,
Und zeigt sich dankbar, wo es kann.
Früh, wenn die Sonne noch verborgen,
Kroch er herum, und klopfte sanft an jedem Hause an
Und wünschte freundlich guten Morgen.
Und wenn die Bauern sorgenfrei,
Nach langen arbeitsvollen Tagen,
Am Abend unter Bäumen lagen:
Da kam der Alte auch herbei,
Und lehrte sie in fristlichen Gesprächen,
Was deren Schicksal sey, die durch Gewalt und List
Des Nächsten Hab' und Wohlfahrt schwächen;
Wie wohl es aber geh' dem, welcher redlich ist.
„Gott, sprach er dann, Gott, der die Welt regiert,
Sieht jede Handlung, die ich thu.,“ —
Und jeder Bauer lag gerührt,
Und hörte aufmerksam ihm zu.

Einſt frühe, da der Hahn ihn weckte,
Nahm er ſein nahes Ende wahr,

(Vielleicht, daß Gott es ihm entdeckte,
Weil er so fromm und redlich war.)
Da ward er herzlich froh; ihn schreckten keine Strafen
Er dachte seinem Glücke nach,
Und wandelte im Dunkeln krank und schwach
Das Dorf hinaus, um sanft da einzuschlafen,
Wo er mit seinem Gott so oft vertraulich sprach.

Hier lag der Redliche allein,
Von seines Gottes Gegenwart umgeben:
„Nun, sprach er, werd' ich bald bei meinem Vater
seyn;

Und bis in Ewigkeit in seinen Armen leben.
O Gott, wie will ich da mich freuen!
Mich nimmst du nun in deinen Himmel ein,
Und dieses Dorf — ach, Vater, hör mein Flehen —
Ich werd' es nun nicht wiedersehen —
O laß das Dorf gesegnet seyn,
Du lieber frommer Gott! —“ Hier schlief der
Alte ein.

Die Bauern fanden hier den Greisen
Auf seinen Knie'n an einen Stamm gelehnt
Sein Antlitz noch voll Andacht und betrübt,
Und seine dürre Hand dem Himmel bittend weisen
Und alle giengen zum Gesträuche,
Wo dieser arme Alte lag,
Und küßten seine fromme Leiche,
Und weineten den ganzen Tag.

Aus den Fabeln für Kinder.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zufragen. Unter dem Hausen derselben befand sich ein außerordentlich großer, wel-

her aber doch auch mit Sorgeschafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch weg-schaffen mußte.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinen Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten: so fehlte es ihm jezt an Kräften, die grössere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen; und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den Allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun gieng ihm auch alles gut von statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt ersparrte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfangte?

Moriz.

Das Gewitter.

Ich vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blihes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Bliß und Donner macht.

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blume; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelich,
Der Athem gieng nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einmal war es auch gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paarmal stamf's; da war's vorbei,
Gereinigt war die Luft,
Der Athem gieng nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duf.

Nur unsrer Eiche nah am See
Ziel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich; und damit gut!

Judem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut. Überbeck.

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenn,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Strahl?
Ich möchte dich doch gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmal.

Es ist doch wunderbarlich, zu wissen
Das was lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein allerbestes seyn;
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Läubchen so beklommen,
Da kuck' ich mir die Augen blind;
Ich dacht', es wird die Seele kommen,
Allein, es starb — ich armes Kind!
Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur gekriegt.
Ich merkte wohl die ofne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, denk' ich nur daran.
Im tiefsten Schlaf doch noch zu machen.
Im Tode gar! und himmelan

Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
 Und dann zu sagen: ich war todt,
 Und lebe doch! — das kann genügen,
 Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ist's, wenn ich an dich denke;
 So ist mir Gott auch niemals weit;
 Ich Sorge, daß ich ihn nicht fränke,
 Und schickte mich zur Sittsamkeit.
 Darum kann ich dich nicht versäumen,
 Darumforsch ich so gern nach dir.
 Doch all mein Forschen bleibt nur Träumen,
 Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmal sagen hören,
 Es sey ein Schutzgeist mir gesandt,
 Der mich im Bösen müsse stören,
 Im Guten sey er mir zur Hand.
 Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen!
 Du, Seele, bist der gute Geist,
 Der mich in allen meinen Thaten,
 Ach! ich darauf, zurechte weist.

Sey immer mir gegrüßt, o Seele,
 Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
 Gieb mir bei jedem meiner Fehle,
 Die Warnung noch zu rechter Zeit!
 Ich will mich deiner stets erfreuen;
 Was du auch seyst, du bist von Gott!
 Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
 Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Überbeck.

Bei einer Rose.

Sie bläffert hin! Der Wind verdirbt
 Die schöne Rose! Gott! —

Wie Eines nach dem Andern stirbt!
Das ist noch auch ein Tod!

O weh! wie schießt es mir aufs Herz!
Mein Brüderchen liegt krank,
Gefährlich, Tag und Nacht im Schmerz,
Nun schon den Sommer lang!

Du schickest doch den Tod nicht her,
O Gott, mein Vater? — Sieh,
Ich bitte, bitte gar zu sehr:
So bang war mir noch nie!

Nimm mich nur lieber, Tod, geschwind,
Und laß doch Gustchen gehn!
Ich könnte ja das arme Kind
Unmöglich sterben sehn.

Verbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen; und schwer und langsam ist gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumigtes Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Läßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter: aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Behnmal werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, eh ihr einmal wieder festen Fußes fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen, sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe herunter liefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eignen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wolltet.

So gieng es dem kleinen Albert.

Seine Eltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuß ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen sollte, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügt' es sich einmal, daß er allein war, so daß ihn niemand sahe; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein Paar Schritte hinunter zu laufen.

Diesem Gedanken häßt' er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich ab.

Als er ohngefähr in der Mitte des Abhanges war, wollt' er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun einmal auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der großen Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank. —

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen, zurück, eh es noch zu spät ist! —

Moritz.

Man

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt?

Das Sicherste und Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser erst gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber, wie? wenn nun unglücklicher Weise dieser erste Schritt einmal gethan ist; wie da, ihr lieben Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Das sey Gott vor!

Nein, Kinder; da sollen wir vielmehr, so bald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen, aber auch sogleich den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist es uns, mit Gottes Hilfe, noch immer möglich, wider umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergiebt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmal begangen hatten, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen: es sey uns nicht mehr möglich, die einmal angenommene Unfugend wieder abzulegen; dann würd' es uns grade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker gieng. Und wie gieng es dem?

Er wollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchturms ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, Kinderbibl. IV. Th. D

welches durch Hilfe eines Stricks an einen Hacken oben an des Thurmes Spitze hieng.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wohl schon einmal in eurem Leben zugesehen und dabey bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf und nieder lassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinauf ziehen; aber indem er damit beschäftigt war, glitt ihm unglücklicher Weise der Strick aus den Händen, und alsobald fieng er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmal allen Muth; er dachte, es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmal verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesem Kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denket an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr das Unglück gehabt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder auf zu werden; und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Unfugend abzulegen, und so zu werden, wie man seyn muß,

wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will. C.

A n G u s t.

Das war ein schlimmer Tag,
 Mein lieber Bruder Gust,
 Ich hatte nur zum Schach,
 Du nur zum Kräusel Lust.
 Ich konnte alles sehn,
 Nur den Erasmus *) nicht;
 Du konntest alles sehn,
 Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
 Verzweifelt hoch der Tisch,
 Die Zeit erschrecklich lang;
 Das Lernen gieng nicht frisch.
 Verdruß saß an der Wand,
 Und Sehnsucht vor der Thür,
 Und ach! die harte Hand
 Des Lehrers fühlten wir.

Wie ist dir nun ums Herz,
 Mein lieber guter Freund?
 Nicht wahr? du hast den Schmerz
 Rechtschaffen abgewein't?
 Dein Kräusel tröstet dich? —
 Mich nicht! — Ich büße schwer;
 Mein Liebste's hat für mich
 Heut keine Reize mehr.

Das Schachbret mag nur stehen;
 Ich rühre keinen Stein:

D 2

*) Ein lateinisches Buch.

Mein Schäschen selbst mag gehen:
 Ich will nicht fröhlich seyn.
 O lieber Bruder Gust,
 Kein Trost hat mir Gewicht,
 Bin ich es mir bewußt:
 Sieh, du verdienst ihn nicht.

Erst besser es gemacht,
 Dann wieder auch einmal
 An Zeitvertreib gedacht,
 An Kräusel und an Ball.
 Denk nur, wie kommt es doch?
 Ich werfe, war ich gut,
 Ihn noch einmal so hoch.
 Was doch's Gewissen thut! Overbeck.

Die Kindheit.

Noch bin ich ein Kind,
 Noch fühl ich nur Unschuld und Freuden,
 Und weiß nicht, was Leiden
 Und Kummerniß sind!

Noch seh ich die Welt,
 So lachend wie Blumengesilde;
 Voll göttlicher Milde,
 Die alles erhält!

Ich kenne noch nicht
 Des Lebens betrübende Sorgen;
 Die Nacht und der Morgen
 Hat Freud' im Gesicht!

O laß mich als Kind,
 Gott! Leben und Daseyn empfinden,
 Und Seligkeit finden,
 Wo Tugenden sind!

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
 Merk auf mich, dein lallend Kind;
 Gib mir Kraft zum Guten, lehre
 Mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böses scheuen,
 Gutes lieben, und allhier
 Mich der schönen Welt erfreuen,
 Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
 Ihrem Winke folgsam seyn,
 Dir und ihnen dankbar leben,
 Ohne Tadel, fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten,
 Ach, ich wachse wie ein Baum,
 Der gepflanzt ward zu Früchten
 In des Gartens besten Raum.

Laß mich gute Früchte fragen!
 Herr, du prüfest Herz und Sinn,
 Weißt, ob in der Zukunft Tagen
 Ich auch gut und glücklich bin;

Sollst' ich nicht — o dann erhöre
 Deines armen Kindes Flehn,
 Und laß mich zu deiner Ehre
 Unschuldsvoll dein Anflüß sehn!

Nimm mich früh von dieser Erde,
 Ehe mir dein Auge feind,
 Wegen meiner Sünden, werde,
 Und mein guter Engel weint.

A. L. Barschin.

Wunsch eines Knaben

als er dem Singspiele, die Jagd genannt,
beimohnte.

Ein Knabe, der mit Herzverstand
Der Bauern Niederknieen
In König Heinrichs Jagd empfand,
Sprach voller Freudeglühen:
"Großmutter, glaubt, ich mögte schon
Ein König seyn auf Erden;
Nicht um den Glanz, nicht um den Thron,
Mein, um geliebt zu werden,
So rein, so inniglich, wie hier
Der König von den Leuten
Geliebet wird mit Kindesgier.
Ist das vor alten Zeiten
Wahrhaftig und gewiß geschehn,
Wie hier auf dem Theater?
In der Natur mögt' ich das sehn,
Wie vor dem Landesvater
Ein Menschenkreis aus Liebe kniet.
Giebts denn noch solche Fürsten
In unsers Herrgotts Erdgebiet,
Die so nach Liebe dürsten?"

Ja, sagte die Großmutter; ja
Mein trauter Wilhelm, höre:
Es sind noch solche Fürsten da
Zu unsers Herrgotts Ehre. —
Der König Friedrich wird geliebt,
Wie Gottes milde Sonne,
Die Tageslicht und Wärme giebt,
Und Frucht und Blumenwonne. —
Und an der Mulde liegt ein Land,
Nicht lang und breit gemessen,

Doch weit und breit beglückt genannt,
 Von einem Herrn besessen,
 Und einer Frau, dem Herren gleich
 An königlicher Güte —
 Sie machen alle Menschen reich
 Und selig im Gemüthe,
 Die unter ihrem Szepter stehn.
 In ihrem Auge siehet
 Man Freudenthränen süß und schön,
 Wenn alles Liebe glühet
 Rings um sie her in ihrer Stadt,
 Wie hier im Singespiele,
 Das dir so wohl gefallen hat.
 Denk dir die Stadt und fühle
 Das Glück der Bürger und das Glück
 Des Fürstenpaars; und wisse,
 Du kannst erzwingen vom Geschick,
 Daß man dich lieben müsse
 Rings um dich her in deinem Kreis,
 So klein er ist, hienieden;
 Wer sich beliebt zu machen weiß,
 Wer inn'ren Seelenfrieden
 Mit allen Mitgeschöpfen hält;
 Wer klug ist ohne Blähen
 Und andern mehr als sich gefällt,
 Wird vielgeliebt sich sehen. —

U. L. Karschin.

Lied eines kleinen Mädchen an ein Nothkehlchen.

So seh' ich euch denn all' entweichen
 Ihr lieben kleinen Sänger, ihr :

Nur du, du zwitscherst noch in den entlaubten
Sträuchen,

Du, Vögelchen mit rothem Kehlchen, mir?

O! fliehe jene rothen Beeren,
Die dir der wilde Knabe hängt;
Und könntest du dich ja des Hungers nicht er-
wehren,

So komm zu der, die gastlich dich empfängt.

Komm du zu mir! du bist bescheiden,
Und wirfst mir nicht beschwerlich seyn:
An meinem Tische sollst du keinen Mangel leiden,
Mit voller Hand will ich dir Krümchen streun.

Du sollst umher in Freiheit hüpfen,
Muthwillig nie gejagt von mir:
Frei durch das Labirinth von Tisch und Stüh-
len schlüpfen;
Ein Tannentreis grün' auch im Winter dir!

So lang' die finstern Tage währen,
Soll mich dein stilles Lied erfreun;
Und deine Munterkeit und Gnügsamkeit mich
lehren,
Mit wenigem, wie du, vergnügt zu seyn.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden gieng spazieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn und stuchte.

Starr auf allen Vieren
Steht er und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht heran,
Und sagt: sieh mich doch an,

Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spiz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick
Und gieng in dicken Wald zurück.

Gleim.

Geburstagswunsch für Lotten von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
 Wie die reinste Silberquelle,
 Fließe, Tochter, bis ans Grab
 Ungetrübt dein Leben ab!
 Durch der Unschuld Klippen zeige
 Weisheit dir die sichern Steige
 Und die Tugend sey dein Stab.

C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heist Sauvigni.
 Daselbst herrschte vor kurzem eine ansteckende
 Seuche, welche viele dahinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M.
 ein Schloß; und es fügte sich, daß er eben zur
 Zeit der Seuche mit seiner Familie dahin kam,
 um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein Paar Tage da
 zu bleiben: denn die Zeit des Karnevals *) war
 vor der Thür, da die Vornehmen und Begüter-

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im
 Winter, zu welcher in großen Städten allerlei
 öffentliche Lustbarkeiten — Opern, Komödien,
 Maskeraden, Bälle u. s. w. angestellt werden.

ten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann daselbst pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlin, die Markisin, hatte schon Anstalt zu prächtigen Gastmälern und Tanzer-
gözllichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurück-
kunft angestellt werden sollten, und viel angese-
hene Leute waren schon dazu eingeladen. Sie
selbst erwartete nicht wenig Vergnügen dabei zu
genießen.

Aber kaum sahe diese gutmüthige Dame das
Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs
seufzten: als sie auf einmal mit großmüthiger
Entschlossenheit auf alles Vergnügen, welches sie
in Paris erwartete, Verzicht that, um sich die
edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu
Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr
gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglück-
lichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestim-
te Geld wandte sie nun auf die Rettung der
noch lebenden Bauern. Sie ließ einen Doktor
kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß
auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arznei-
en und Erquickungen gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die
Krankenstuben; half, wohin sie kam, und war-
tete selbst die gefährlichsten Kranken; ließ in ih-
ren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle
ihre Bedienten zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses ward bestimmt,
nur Erquickungen und Arzneien für sie zuzube-
reiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die
Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als
zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst

nach zweien Monaten, da die Lustbarkeiten des Carnevals längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bey Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig seyn. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufzuopfern, um den Hülfbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anzulegen, und weder Mühe noch Beschwerlichkeit zu scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

Aus den Zeitungen. C.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmann im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theuerung ein; und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schweren Herzen: denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfordern würde, die sie diesmal doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich

an einen schon gedeckten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen: aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war's ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: ich sehe wohl, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will: aber hier habe ich eine Arznei, die eure Magen schon kuriren wird.

Mit diesen Worten gab er jedem von ihnen einen Zettel, der eine unterschriebene Quittung für ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sich darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst: so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert

Aus öffentlichen Nachrichten.

C.

Frühlingslied

eines kleinen Mädchens.

Nun lächelt freundlich die Natur
Auf kleine Mädchen nieder,
Und auf der, vor so öden, Flur
Hüpft izzt die Freude wieder.

Die lieben kleinen Blumen blüh'n
Izt herrlich, und erheben
Ihr schön bemahltes Köpfschen, glüh'n
Von neuem Jugendleben.

An frisch belaubten Bäumen hängt
 Süßduftend Blüthe nieder.
 Und jedes Vögelchen empfängt
 Den Frühling singend wieder.
 Und ach! die Sonne scheint so schön,
 So warm auf junge Saaten,
 Die all' so lieblich grünend stehn,
 Durch Wärme wohl gerathen.
 Und ich, ich bin so herzlich froh,
 Freu so mich dieses Allen,
 Und hüpf' und springe immer so.
 Mit inn'gen Wohlgefallen.
 Wie sollt' ich nicht? Sich so erfreun
 Ob dem, was Gott gegeben,
 Das, das heißt Gott gefällig seyn,
 Heißt fromm und glücklich leben.
 Denn unser lieber Vater dort
 In seinem Himmel oben,
 Will nichts, als daß wir immerfort
 Durch Fröhlichseyn ihn loben.
 Drum will ich auch recht fröhlich seyn,
 Froh jeden Lenz genießen,
 Und so soll mir, froh, fromm und rein,
 Mein Leben sanft verfließen. M. S.

C h a r o n d a s.

In dem untern Theile von Italien lag vor
 alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß.
 Die Leute dieses Orts waren anfänglich noch
 sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zu-
 sammen kamen, um sich über etwas zu berath-
 schlagen: so gieng es selten ohne Mord und Tod-
 schlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze gab, um sie gesittet zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete nun zuerst, daß keiner, sobald er in die Versammlung des Volks träte, ein Schwerdt oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben sollte. Wer, sagt er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes seyn.

Nun fügt es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedürfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin gieng, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eignes Gesetz übertreten hätte, indem er mit dem Schwerdte an der Seite gekommen wäre.

„So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun;“ antwortete Charondas mit kaltem Blute; riß darauf sein Schwerdt aus der Scheide und stieß es sich durchs Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz gegeben, welches auch zwar hart, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussah, daß man mit seinen Gesetzen bald diese bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so macht er folgende Verordnung:

Wenn jemand dem Volke rathe wolle, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern: so muß er sich erst einen Strick um den Hals binden und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun im Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut wäre: so befolgte man denselben, und ihm selbst geschah nichts zu Leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich zu seyn schien: so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte. C.

Sinnreiche Güte.

Man überreichte einmal dem Alphonfus, König von Kastilien, ein Verzeichniß seiner nothwendigen und entbehrlichen Bedienten, um ihn zu bewegen, die Letztern abzdanken.

Er aber behielt sie alle.

„Denn, sagte er, die erstern brauche ich, und die Letztern brauchen mich.“

Das Reisespiel.

Personen.

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas.
4. Lotte. 5. Kristel.

(Der letzte etwas unpäfflich.)

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Kristeln Gesellschaft leisten.

Wie kömmts denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seyd?

Johannes. O wir wollten lieber dem armen Kristel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

Vater. So recht, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müssen wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Nikolas. O es macht uns auch eben soviel Vergnügen, bei Kristeln zu seyn, als wenn wir mitgegangen wären!

Vater. Brav! — Nun es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seyd. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmal zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war; so will ich euch unterdes ein Spielchen lehren, das ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn die Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen werden.

Lotte. O das ist scharmant! Wir mußten jezt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Kristel. Wie heißt denn das Spiel?

Vater. Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worin es besteht.

Einer von uns stellt immer den Wandersmann vor, dieser geht hinaus, holt sich Stock und Sut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Solla! Solla! macht auf die Thür!

Dann antwortet einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indes wir alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Serein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier:

So sag uns erst dein Sprüchlein an.

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein Paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er denn; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;

Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib uns nun, o Wandersmann,

Die Reise, die du lezt gethan,

Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seine ganze Reise; nennt die vorzüglichsten Städte, über die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche, oder zwischen denen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den graden Weg genommen habe; und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung keinen Ort zu nennen, den er, wenn er die Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermals zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,

Was man bei uns nicht sehen kann?

Und nun erzählt der Wanderer irgend etwas Merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und jeder von uns giebt acht, ob der auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischet. Ist dies geschehen, so fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche
Sitten,
Sandst du an jedem Ort, durch den dein
Fuß geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch auf diese Frage richtig geantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm;

Sab Dank, hab Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier hab' ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht!

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne, wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landesprodukt, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird: so fahren wir alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast;
Dieweil du uns belunkert hast!

Eben dieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerkt hast!

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streifigen Fällen entschei-

den können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdes kann jeder von uns auf eine Reise denken, die er thun will.

Johannes. Hier, Vater, ist der Atlas!
Vater. Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann seyn?

Lotte. O Vater, das mußt du selbst seyn; damit wir erst recht sehen, wie es geht!

Vater. Es seye! Nikolas soll denn diesmal den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesem Zettel stehn die Worte, die du jedesmal sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus.)

Kristel. Nun das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes. Gebt nur recht Achtung, daß wir ihn ertappen; und laßt uns unsere Schnupftücher bereit halten.

Vater (draussen vor der Thür)

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrtst du hier?

Vater.

Vater. Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!

Geöffnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier:

So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Vater.

Mein Sprüchlein ist:

Ueb' immer Tren und Redlichkeit

Bis an dein stilles Grab;

Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab:

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein und setzt sich zwischen die übrigen an den Tisch.)

Nikolas.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Vater. Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Kirsebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee bei Selgoland vorbei. Dann ließen wir die Küste von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff, und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen hinauf, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes zu Kristel. Da wirds wohl nichts zu Klumpsacken geben!

Kristel. Wer weiß! Laß uns nur recht aufmerken.

Nikolas.

Was sahst du denn, o Wandersmann!

Was man bei uns nicht sehen kann?

Vater. Zu Glückstadt bemerckt ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quelchen hat, aus dem man trinken könnte.

Kristel. Ja, wo kriegen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater. Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte. Was sind das für Dinger?

Vater. Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worinn man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich so gut, als Brunnenwasser, schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum Glückstadt keinen Brunnen hat, ist die, weil es in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas. Weiter!

Vater. Von Kirzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine nicht weit davon gelegene kleine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Kristel. Was ist denn das?

Vater. Baken sind hohe Gebäude, die man weit in die See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffen zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele giebt, nicht verfehlen mögen. Eine Blüse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchthurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Nationen, deren Schiffe nach der Elbe gehen

Johannes (triumphirend.) Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wohl auch so viele Baken angelegt?

Lotte. Da wären sie ja wohl recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchthürmer anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Sollst nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci. —

Nikolas. Nur weiter!

Vater. Bei Kitzbüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kuxhaven genannt wird. Von da giengs nach Selgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein Paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf derselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer und Lootsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land, (denn Pferde und Ackergeschirr giebt es auf der ganzen Insel nicht) säen, eggen, erndten, dreschen, mahlen und backen; mit einem Worte, sie verrichten alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schiffahrt einen Feuerthurm, ohngeachtet das Inselchen selbst zu Dänemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war grade die Zeit, da die Häringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunterziehen. Da hättest ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit

und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in so großen Heeren herangeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Netze auszuwerfen, um sie zu fangen, man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Tran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Nationen, die ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tannen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamem morastigen Gegenden besteht. Angebaute Aecker sah ich selten; aber dafür zeigte sich mir mancher schöner Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch einen prächtigen Wasserfall verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Rølen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würd' es mir hier gegangen seyn, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätt' ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rau-

hen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sey der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhebäuser hat erbauen lassen, in denen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeltlich genießt.

Zuweilen muß ich unterwegs mit einem Kuchen vorlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseeligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen.

Drontheim ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Aid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jetzt genannten Fluß hieß sie vor Zeiten Niedereoos, woher der lateinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht Nacht, so daß man noch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch diese Stadt treibt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes. Das ist noch alles wahr; denn das haben wir auch in der Geographie von Norwegen gehört.

Nikolas. Warte nur; nun will ich weiter fragen:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater. An den Küsten, z. B. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meere gelegenen

Orten, fand ich das Klima ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmal so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter, als die Landluft, ist. Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht beständig ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielem Schnee und Eis bedeckt, indes die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner, wie die Genssen, herum klettern, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit denen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt: dann wohl dem, der nicht da war, wo es hinfällt, sind Menschen, Thiere und Häuser ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes. Ach ja, da haben wir sie deutlich gesehen, da Hanns und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normansthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr, wie viel, es ist aber eine große Menge — Sta-

tuen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schliffenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst. Kristel. Das hätte ich auch wohl sehen mögen!

Vater. Ein andermal, Kristel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landesprodukte von Norwegen betrifft, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsägen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernährt. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungsweig für diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren nackten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben können. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß. Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die norwegische Küste überall gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt. Ich hörte indes die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe: woher dieses aber komme, das wußte keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehle, ihre Bewohner zu ernähren.

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nackten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt, daß sie zur Nahrung für ein darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Heere von Seervögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Lidervögel. Das Fleisch derselben ist außerordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter den Namen von Liderdaunen wohl schon kennen werdet, sind die weichsten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Heeren herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häuslich nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier. Da kommen nun aber die Einwohner dieser Gegenden und bemächtigen sich sowohl der Eier, als auch der kostbaren Liderdaunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben; essen jene, und verkaufen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andere Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden: siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte. I warum denn das?

Vater. Darum, damit sie nie davon fliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend

bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber brauchen die Leute allemal die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen denn aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Daseyn empfangen haben.

Nikolas. Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater. Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelerndte segnen wolle.

An Brodkorn haben viele Gegenden, auch in fruchtbaren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brod aus Mehl von Haber und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben. Aber freilich ist solches Brod weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige ist.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetroffene Seegras nicht zureichen will: so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wohl zur Abwechslung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokosnüsse allen übrigen vor. —

Alle, (mit einem entsetzlichen Geschrei.)
Ah! ah! Kokosnüsse in Norwegen!

Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns bestunkert hast.

(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater unbarmherzig her, und jagten ihn mit ihren Klumpsäcken zum Hause hinaus.)

Alle. (im Zurückkommen.)

Ha! ha! ha!

Kristel. Das war prächtig, daß er sich doch noch zuletzt vergaloppierte!

Johannes. O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja selbst oft genug gesagt, daß die Kokosnüsse nur in den heißen Ländern, zwischen den Wendekreisen wachsen.

Vater. (hereinguckend.) Nun darf ich doch wieder hineinkommen?

Alle. O ja, o ja, Vater!

Vater. Wer will denn nun Wandersmann seyn?

Alle. O ich, ich, ich, lieber Vater!

Vater. Nun, alle auf einmal könnt ihrs doch nicht seyn! Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte. O der wird gewiß seine Reise nach Kopenhagen beschreiben, die er mit dir gemacht hat!

Johannes. Das werd' ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater. Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin mit da gewesen; und — ich werde genau acht geben.

Johannes. O das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus.)

Vater. Du, Kristel, bist diesmal Hausvater.
Kristel. Gut!

Johannes (vor der Thür.)

Holla! Holla! Macht auf die Thür!

Kristel.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um
Nachtquartier.

Kristel,

Herein, herein, du Wandersmann!

Geöffnet ist die Thür.

Doch willst du übernachten hier,

So sag' uns erst dein Sprüchlein an.

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:

Erdennoth ist keine Noth,

Als dem feigen Matten.

Arbeit schafft dir täglich Brod,

Dach und Fach und Schatten.

Kings, wo Gottes Sonne scheint,

Sindst du Nahrung, Kleidung, Freund —

Thor, was willst du weiter?

Kristel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;

Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein und setzt sich.)

Kristel

Beschreib uns nun, o Wandersmann,

Die Reise, die du jetzt gethan,

Von Anfang an.

Johannes. Ich reisete von Hamburg nach
Kopenhagen und von da nach Selsingör, wel-

ches beide dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier mietete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben im Begriff war, nach Kopenhagen abzusегeln. Aber es muß erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunter fahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ohngeachtet man diesseits Lübeck fast mit einem Springstecken über ihn hinhüpfen kann, sich in die Ostsee ergießt.

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um drey Uhr, muß ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwasser in der Mündung der Trave ist nur sehr schmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es sich im Finstern nicht getraute, in die schmale Mündung des Flusses einzulaufen, so hatt' es sich mitten im Fahrwasser vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unser Vossmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen war. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu sehen, daß das fremde Schiff sich ihm grade in den Weg gelegt hatte, fieng er einen entseßlichen Lärm an, und drohte dem fremden Schiffer, daß er den Schaden ersetzen sollte, wenn unser Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei versuchte er nun neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbei zu segeln, und es glückte ihm, ohngeachtet der Ort so seicht war, daß unser Schiff auf dem sandigten Grunde hinstreifen mußte.

Nun liefen wir ungehindert in die offene See ein; und nachdem wir die Sandbänke glücklich

glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lotse dem Steuermann das Ruder, begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reisenden sein gewöhnliches Trinkgeld eingesammelt hatte, in einem Bote zurück nach Travemünde; wir aber segelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz so groß im Leibe wird, wenn man das Land nach und nach verschwinden, jezt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich denn überall nichts, als Himmel und Wasser, sieht!

Lotte. Da wurde dir wohl recht bange ums Herz?

Johannes. Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja alle doch einmal; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir dran sollen; so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wohl bange gewesen?

Vater. Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes. Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da gieng's denn auch, als flögen wir davon? Aber kaum hatten wir ein Paar Stunden gefegelt: so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fieng an sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schaukelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da giengs uns allen nun einmal recht schlimm; wir kriegten die Seekrankheit.

Kristel. Weil ihr noch niemals zur See gewesen waret!

Johannes. O das glaube nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitain, der schon seit dreissig Jahren fast immer auf der See war, und ein Kaufmann, der schon zweimal die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden: und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas. Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes. O die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstlich ist man so schwindlicht, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen einzigen Schritt versuchen will: so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstigt; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in eins fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Hi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen; und die See gieng immer höher. Um diese Zeit waren wir die Insel Falter schon vorbei gesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Nön im Gesicht. Da getraute sich nun unser Schiffer nicht weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der sin-

stern-Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da blieben wir, bis der Tag wieder anbrach, auf einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsere Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte. Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes. Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tönnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worin Sonnenstäbe lagen. In diesem Winkel, wo wir vor den übersprühenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Sonnenstäben, welche unordentlich durcheinander geworfen waren. O da dacht' ich oft daran, daß Vater doch gewiß Recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen mögten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmal in der Welt gehen könnte?

Nikolas. Aber warum giengt ihr nicht in die Kajüte?

Johannes. O darin war's gar nicht auszuhalten! Erstlich war die Luft darin so unrein, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmal so krank; so daß man glaubte, man müßte den Augenblick des Todes sehn.

Mit Anbruch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauerndem stürmischen Wetter die Küste von Nödn entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die, so weiß wie Schnee, aus dem

Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Kristel. Ja, das muß ja kuriös aussehen!

Johannes. Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön zurückgelegt hatten, kriegten wir die Insel Seeland auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesichte. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm, der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisende vom Berdeck herunter gefrießen wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den übersäulagenden Wellen weggespült zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu seyn.

Lotte. Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes. Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr beträfe fortgespült zu werden, so wäre das unsre eigene Sache, und er möge deswegen nur unbekümmert seyn. Da ließ der Schiffer es denn geschehen; und wir blieben auf unsern Sonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indes kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimal nach China gesegelt war, zu wiederholten Mahlen aus der Kajüte hervor, um uns um Goffes Willen zu bitten, daß wir doch auch hineingehen mögten. „Sehen sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Berdecke nun im geringsten gehindert werden, ihre

Vorkehrungen zu machen: so gehen wir alle zu Grunde! u. s. w.“ Mehr, um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir es uns endlich gefallen, hineinzukriechen, (denn gehen konnten wir noch nicht) und ein Paar Stunden lang mit den übrigen Passagieren auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein Paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürme von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir schon in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand stille und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir also, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesicht, nach der wir nun so gern hinübergestogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hin fächelte; bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker kamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Sirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Selsingör; und von da über Friedensburg, der königlichen Sommerresidenz, wieder zurück nach Kopenhagen.

Krißtel.

Was ſahſt du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht ſehen kann?

Johannes. Von Lübeck und Travemünde ſage ich euch nichts; denn da ſeyd ihr ja ſelbſt ge-
weſen: alſo gleich nach Kopenhagen.

Dieſe Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Inſel Amack. Beide Inſeln ſind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegesſchiffe.

Ein Stück der Inſel Amack iſt wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeſchnitten, und heißt der Holm, auf Deutſch die Inſel. Auf dieſem Holm nun findet man alles zuſammen, was zu dem Kriegsſeewesen gehört. Vor demſelben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegesſchiffe, welche nicht im Dienſt ſind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man ſich gar nicht weg wenden kann! Auf dem Holm ſelbſt iſt erſtlich die Döcke zu ſehen.

Lotre. Was iſt das?

Johannes. Das iſt eine große und tiefe Grube, dicht am Waſſer, welche ſo geräumig iſt, daß das größte Kriegesſchiff darin ſtehen kann. Auf der einen Seite iſt eine dreifache Schleuſe, welche man aufziehen und zuſehen kann. Wird ſie aufgezo- gen, ſo ſtürzt das Waſſer aus dem Kanal in die Grube, und füllt ſie aus. Da kann ein Kriegesſchiff aus dem Kanal in dieſelbe hinein- fahren. So bald es darin iſt, ſetzt man die Schleuſe zu, damit kein Waſſer mehr hineinſtießen könne. Dann ſind auf der Seite dieſer Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Waſſer herauspumpen kann, ſo daß das Schiff allmählig niedersinkt; und endlich auf dem trocknen Boden ſteht. Nun

Kann man ihm überall beikommen, um die schadhast gewordenen Stellen desselben auszubessern. Ist dies geschehen, so zieht man die Schleusen wieder auf; das einschießende Wasser hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, sobald die Grube voll ist, wieder hinaus in den Kanal laufen. Diese Anstalt hat mir vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahr kann ein Kriegsschiff in See seyn, ehe es einer solchen Ausbesserung bedarf. Ist es dann in der Docke gewesen, so dient es abermals funfzehn Jahre; und wenn diese verflossen sind: so wird es für invalide erklärt, und zerschlagen.

Auf eben diesem Holm ist auch eine Werfte. Lotte. Und was ist denn das?

Johannes. Ein abhängiger Platz am Wasser, auf dem Schiffe gebaut, und wenn sie fertig sind, vom Stappel gelassen werden.

Lotte. O solche Plätze sind ja hier an unserer Elbe auch!

Johannes. Allerdings! Ferner sind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuser für alle Kriegsschiffe. Da sieht man Kanonen, Mörser, Kugeln, Flinten, Pistolen, Degen, Säue, Masten u. d. gl. alles in der schönsten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsschiffe sind so dick, als ich, und dabei sehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derselben einnehmen muß. Die Masten sind so stark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen sie umspannen können, und dabei so hoch wie Thürme.

Noch sind auf diesem weitläufigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles das selbst macht, was zum Seewesen erfordert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Säue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das

man kaum absehen kann, worin die Taue gemacht werden. Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater. Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes. O ja; „daß wir uns schämen müßten, solche Müßiggänger zu seyn, die den größten Theil des Tages still sitzen, indes andere Menschen es sich so sauer werden ließen, für uns mit zu arbeiten.“

Vater. Ist das nicht wahr, Kinder?

Kristel. Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe!

Vater. Sieh! daran hatt' ich nicht gedacht! bald hatt' ich uns Unrecht gethan.

Kristel. O ich spaßte nur; ich weiß wohl, daß unser Bischen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas. Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes. Das königliche Residenzschloß in Kopenhagen ist eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann, wie Vater sagte. Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst macht ein großes Viereck aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Komödienhaus, die Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bildergallerie sind.

Kristel. Habt ihr das alles auch gesehen?

Johannes. Ja wohl! Für Hanns und mich war dies alles erstaunlich schön: aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Eben das sag-

ten sie auch von dem Innern des Schlosses, ohngeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön gepußt waren. Aber ein Zimmer gefiel uns doch allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gegeben wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine große Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind: so muß ein Glanz darin seyn, daß einem die Augen davon geblendet werden. So was, sagte Vater selbst, habe er noch nirgends gesehen.

Nikolas. Was war denn alles auf der Kunstammer?

Johannes. Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das alles erzählen wollte: so würd' ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas. Nur etwas!

Johannes. Da waren zwei Mumien.

Lotte. O wie sahen die aus?

Johannes. Ordentlich, wie ausgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jetzt hart, wie Holz: und sie riechen noch jetzt, als lauter Gewürz. —

Denn so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Zieger, Panther, allerlei Affen, Krokodillen, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte. Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wohl?

Johannes. So groß, daß ihm der Vater mit der ausgestreckten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truhbähnen eine machte.

Kristel. Nicht grösser?

Johannes. Nein!

Lotte. Wie groß war denn wohl so ein Kolibri?

Johannes. So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas. Wie so?

Johannes. Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitzig zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das ein Vogel wäre. Vorn sieht man bloß einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand amerikanische und indianische Seltenheiten; z. B. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemaligen Könige von Mexiko trugen. Das war mir unter allen mir das Liebste; denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkommt: so kann ich mir doch einen ordentlichen Begriff davon machen. —

Ja, mehr darf ich jetzt nicht davon erzählen: sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater. Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes. In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf herumspaziert. Da sind besonders zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig. Besonders der Letzte. Das ist

ein schönes reguläres Viereck, welches von vier Pallästen eingeschlossen wird, die alle einerlei Ansehen haben. In der Mitte steht die herrliche Bildsäule, welche den König Friedrich V. der diesen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorstellt. Wenn man bei dieser Statue steht, so hat man die Aussicht in vier schöne schnurgrade Straßen, deren keine von der prächtigen Friedrichskirche begrenzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden ist.

Kristel. Warum denn nicht ganz?

Johannes. Weil sie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel kosten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden sollte. Das ganze Mauerwerk besteht aus lauter großen Marmorsteinen,

Lotte. Poß tausend!

Johannes. Nun will ich nur noch sagen, daß wir auch auf dem kuriösen Thurm gewesen sind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas. Was ist denn das für einer?

Johannes. Es ist kein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmal wie abgeschnitten ist. Der Ausgang ist keine Treppe, sondern ein breiter ordentlich gepflasterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, sich herumwindet, und so allmählig aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunterfahren kann. Der große russische Kaiser, Peter der Erste, soll dies wirklich einmal versucht haben. Jetzt ist oben ein Observatorium angelegt.

Lotte. Was list das für ein Ding?

Johannes. Das ist ein freier Ort auf einem hohen Gebäude, wo man den ganzen Himmel übersehen kann. Da stellen sich denn die

Astronomen hin, wenn sie die Sterne durch ihre Ferngläser beobachten wollen. —

Und nun müßt ihr mir von Kopenhagen nach Selsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Sirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten in einem kleinen Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen seyn: jezt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum?

Selsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche sehr stark befestigte Schloß Kronburg, welches aus großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Kristel. O ja!

Johannes (liest.)

Nach Christi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andre König war
In Dänemark, und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hoffnung fest zu Gott allein,

Daß es unter seinen rechten Herrn
 Dem Reich Dännemark zu Glük und Ehren
 So lang soll unzerstört stehn,
 Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen,
 müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige
 von Dännemark jährlich eine Summe von 500,000
 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem
 Tage, da wir nach Selsingör kamen, für ein
 außerordentliches Glück hatten! Es mußte sich
 fügen, daß wir grade an diesem Tage hier et-
 was zu sehen kriegten, was man vielleicht in
 diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht
 erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahen wir von fern schon
 über 100 Schiffe liegen, welche theils aus der
 Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in
 die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon
 wunder was gesehen zu haben: aber das war
 noch nicht, gar nichts, sag' ich euch! Denn zu
 eben der Zeit, da wir zu Selsingör anka-
 men, mußte auch, grade als wenn sie gerufen
 wäre, eine der größten englischen Kauffarthei-
 skiffen ankommen, welche seit vielen Jahren ge-
 sehen ward. Stellt euch vor, an 400 Schiffe
 segelten an einem der schönsten Morgen, mit
 dem günstigsten Winde, vor unsern Augen durch
 den Sund, und legten sich neben Selsingör auf
 der Rhede vor Anker.

Alle. Ah!

Johannes. O das ist lange noch nicht al-
 les! Mit diesen Kauffarthei Schiffen kamen auch
 einige englische Fregatten und Kutter, oder
 kleinere Kriegeschiffe an, und machten der Fest-
 ung im Vorbeifahren ihr Kompliment.

Lotte. Wie machten sie denn das?

Johannes. Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegen über waren; so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen als: gehorsamer Diener, ihr Herrn Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgestellt, welches so viel sagen sollte, als: schönen Dank, ihr Herrn Engländer! Dann brännten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: wie ist das Befinden von ihnen? Flugs erwiderte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viele Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, und nun sahe man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen denen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte oder ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdringen konnte. Was das für ein Geschnatter von englischen, dänischen, schwedischen, deutschen, russischen und holländischen Matrosen war! Man glaubte, beim babilonischen Thurmbau zu seyn.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch eine russische Eskader von sieben Kriegeschiffen, welche in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Ausserdem befanden sich daselbst ein schwedisches und vier dänische Orlogschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittages noch vier andere russische Kriegeschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmal, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwanzig Schiffen (denn so viel Kriegeschiffe kamen überhaupt dajelbst zusammen) und ein Flotte von fünfhundert Kauffartheschiffen demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Verwunderung fast nichts sagen, als: ah! ah!

Nikolas. Was du und Hanns für glückliche Leute seyd, daß Vater euch mitgenommen hat!

Vater. Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste mal, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein Bißchen härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas, (feuertoth vor Freuden.) O, Vater, ich will alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden.

Vater: Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt; fahr nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen: so wird's schon gehn!

Johannes. Nun brannten wir alle vor Begierde zu sehen, wie ein solches großes Kriegeschiff inwendig beschaffen ist. Vater mietete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, grade nach dem Dänischen Admiralitätschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke, herumzuführen, und uns alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitain des Schiffes uns in die zweite und dritte Etage hinab, zeigte uns alle Zimmer und Kajüten der Offiziere, die

Gewehrhammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, alles, was auf einem solchen Kriegsschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königlichen Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Kristel. O erzähle uns doch nun auch ein Bißchen, wie es auf so einem Kriegsschiffe beschaffen ist.

Johannes. Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viel Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz seyn könne. Aber ist man erst selbst am Bord: so sieht man, daß jeder Raum noch einmal so groß ist, als er von aussen zu seyn scheint. Dann wundern man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die außerordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar die in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß geschauert, als wenn's Bistenzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ungeachtet unter jedem Verdecke an 200 Menschen sind.

Kristel. Wie ist das möglich?

Johannes. Das will ich dir erklären. Erstlich sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht

gar

gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich ausserdem einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jedem Winkel des Schiffs zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdecke ist an dem mittlern Masten ein weiter Sack befestiget, der eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da herunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack von unten zu immer enger wird, so preßt er die eingblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammen gepreßt wird: so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Orte heraus zu fahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endigt. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuem Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu seyn?

Alle. O allerliebste!

Vater. Seht, Kinder, was unsre Vorfahren alles erfunden haben! Würd' es nun nicht eine rechte Schande für uns seyn, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Nützliches zu lernen, wie Kinderbibl. IV. Th.

ches uns in den Stand setzen kann, auch einmal etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du alles so gut beobachtet hast.

Johannes. Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals ansehen, welche auf dem Hintertheil des Schiffes und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchekammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unfrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, deren eins ihm zur Schlafstube und Garderobe, das andere zum Kabinet dient. Auf jedem andern Kriegesschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem kommandirenden Kapitein. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf die Gallerie, welche um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf der man herumspaziren kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu kommandiren haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich unter dem Wohnzimmer des Admirals wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienst sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem gro-

ßen Zimmer befinden sich abermals kleinere Kammern für die Offiziere sowohl, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieser Etage ist ein langer langer Raum, worin ein Paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Senge-
matten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmal gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, woran jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabei gestellt.

Es ist eine Lust zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert neben und hinter dem Boden. Jeder hatte seine Schaal mit Suppe vor sich, weil es gerade Mittag war, und ließ es sich wohl schmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können; so gab der Kapitain ein Zeichen mit der Hand und rief; auf den Backbord! Und wie der Blik sprangen alle mit ihren Näpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden, aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde.

Nikolas. Was ist denn das eigentlich, der Backbord?

Johannes. Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht und nach dem Vordertheile hinsieht: so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Backbord genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sahe man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner in großer Menge waren. In dem Raume untern zweiten Verdecke ist fast die nemliche Einrichtung, und der dritte unterste Raum dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Dasselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns auch beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kommt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden; so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte. I, wie machen sie denn das?

Johannes. Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus bloßen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt, sondern hängen blos durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald aus einander genommen werden, und weil jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von statten.

Dann steht der Admiral, oder der Capitain des Schiffes mit den Soldaten und Matrosen oben auf dem Verdecke, um das Ganze zu kommandiren. Innerhalb jedem Verdecke steht an jeder Batterie gleichfalls ein komman-

dirender Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, die ganze Kanonenreihe übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterin hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viele Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist: so wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Signal das Schiff dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Backbord dem feindlichen Schiffe entgegen stellt, um ihm auf einmal eine ganze Lage aus allen denjenigen Kanonen zu geben, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch ausserhalb dem Schiffe ist. Aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückfliege; so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater. Nun, Kinder, für heute mag dies genug seyn. Johannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lotte. Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas. Wie gut war es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater. Siehst du, Nikolas? So belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst. C.

Die wohlthätige Maskerade.

Auf einer Maskerade in Hannover fand sich eine Maske ein, die wie ein Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann gieng an seinem weissen Stabe gebückt einher, und trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weißer leinener Beutel befestiget war, und an deren Seite ein Zettel hing, worauf folgende Worte standen:

„Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathene franke Wöchnerin, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Sämliche ersehen euren Beistand.“

Nicht allein die meisten Masken stecken reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönch auch alles das Geld, das den Abend von den Zuschauern auf der Gallerie eingekommen war, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf 112 Rthlr. 9. Gr.

Auf der nächsten Maskerade erschien derselbe Mönch abermals, nachdem er kurz vor seiner Ankunfſt folgende Verse im Redutensaale hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Wittwe Schooß;
 Die erste Freudenthräne floß
 Auf ihren Säugling hin.
 Seht, Freunde, euer Meisterstück!
 Vollendet's heute — Gottes Blick
 Lacht Beifall auf euch hin.

Er sammelte wieder, schenkte den Damen
 ausgeschmizte Bilderchen, und einigen Herren
 vom Adel hörnerne Dosen: und an diesem Abend
 erhielt er, ohne die Einnahme der Gallerie, 138
 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf. Kassengeld.

Sie können leicht denken, schreibt ein Mann;
 welcher der Maskerade beigewohnt hatte, daß
 niemand begieriger war, wie ich, den Menschen-
 freund, der durch diese edle That die Thränen
 einer armen verlassnen Wittwe abwischte, per-
 sönlich kennen zu lernen, und dieses gelang mir
 auch am folgenden Tage durch die Vermittelung
 eines Freundes.

Der Kapuziner ist ein hiesiger wohlhabender
 Kaufmann, Namens Breunner. Die Wittwe,
 für die er gesammelt hat, und die er weiter gar
 nicht kennt, als daß sie ihn nach ihres Mannes
 Tode um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt
 Bergheim.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann,
 wurde aber durch böse Gesellschaften verführt,
 begegnete seiner rechtschaffenen Frau äußerst
 schlecht, brachte sein eigenes und ihr Vermögen
 hindurch, starb einige Tage vor der Maskerade
 in der größten Dürftigkeit. Wie er kaum eine
 Stunde todt war, kam seine hülflose Wittwe nie-
 der, und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer.
 Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beer-
 digen, und versorgten sie mit allen Nothwen-
 digkeiten.

Damit ihr nun aber die gesammelte Summe, die noch immer durch ansehnliche Beiträge vermehrt ward, auch zum wahren Nutzen gereichen mögte, so wändte Breunner sie folgendermaßen an:

Er miethte ihr eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen; die verkauften Waaren wurden ihr fürs erste wieder angeschafft, und so lange, bis ihr Handel recht im Gange wäre, bekam sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalt. Das übrige Geld ward auf Zinsen gegeben. —

Wie leicht ist es nicht, eine unglückliche Familie zu beglücken, wenn wir nur allemal jede günstige Gelegenheit ergreifen wollten, und es nicht an unserm Willen fehlen ließen! —

Um allen Tadel zu verhüten, fragt Herr Breunner den Tag vor der Maskerade die dortige katholische Geistlichkeit, ob ein Kapuziner an öffentlichen Orten ohne Anstoß erscheinen dürfte?

Sie sagten alle ja, aber nicht auf Maskeraden. Er sagt, das wäre grade der Fall, und entdeckt ihnen seine Absicht. Der eine Geistliche erwiderte: Das ist edel, das thun sie; geräth in Enthusiasmus, reißt seinen schönen Rosenkranz vom Arm, giebt ihn Herrn Breunner, und sagt: da, Freund, den gebrauchen sie!

Aber eine noch viel edlere That bei dieser Gelegenheit, die auch bekannt zu werden verdient, ist die. Wie die Wittwe Bergheim nie-

hergekommen ist, und für sich und die Andern keinen Bissen zu essen hat: schickt sie in ihrer größten Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Laufgarnspinnen verdient.

Die arme Frau hat eben 4 Gl. für Spinnlohn erhalten! und ist im Begriff, sich Flachs und Brod dafür zu kaufen. Aber wie die Berge heim schickt, hungert sie lieber selbst, und giebt ihr die 4 Gl.

Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der folgenden Maskeradeabenden, welche gleichfalls sehr beträchtlich war.

Aus öffentlichen Nachrichten.

D i e S i n n e .

Wie wunderbar bin ich gemacht!
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh' mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh' im Garten — ha! die Lust
Ist warm und voll von süßem Dufte,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum;
Ich spring' hinan, und breche sie,
Und so was mildes schmeckt' ich nie.

Das ist doch künstlich ganz gewiß!
 Und wozu hab' ich alles dies?
 Um froh zu merken, daß ich bin;
 Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
 Und traurig seinen Schilling nahm,
 Der arme, stille, blinde Mann
 Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
 Verschließt die Welt ihm weit und breit;
 Die Sonne geht für ihn nicht auf,
 Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sey,
 Das ist ihm alles einerlei,
 Er hört die Lerche singen früh,
 Und fraget: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
 Der Dämmerung entgegen blickt,
 Daß sie den jungen Tag begrüßt,
 Der ihr so hoch willkommen ist.

O blinder Mann, du weißt es nicht,
 Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
 Ich fühle meiner Sinne Glück
 Und danke Gott mit nassem Blick.

Qverbeck.

S o l i m a n.

Als Soliman der Zweite, türkischer Kaiser,
 die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach
 Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich
 ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte
 sich bey ihm, daß ihr seine Soldaten unter der

Zeit, daß sie geschlafen, alles weggenommen hatten.

Soliman lächelte darüber und antwortete: sie müßte denn doch wohl sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusche und Lermen bei der Plünderung ihres Hauses nicht gehört hätte.

„Freilich, erwiderte sie ganz dreiste, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.“

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau alles wieder geben, was man ihr genommen hatte; und machte ihr noch oben drein ein Geschenk von zwanzig Goldstücken.

Die eiteln Wünsche;

an den lieben Gott.

Wenn oft das Herz mir stürmisch ist,
Dann laß mich zu dir beten!
Ich weiß, daß du mein Vater bist,
Und hörst, die vor dich treffen.
Mein Unverstand begehrt oft viel,
Das mir nicht nützt, zu haben:
Dann lenke selbst mich von dem Ziel,
Und gieb mir bessere Gaben.

Dein, Auge, das nie fehlt, noch ruht,
Sieht alles was wir machen;
Wenn unser Eins oft Schritte thut,
Mußt du nur drüber lachen.
Der läuft wohl hin, und läuft wohl her,
Und denkt sein Stück zu fangen;

Doch, wenn er greifen will, steht er
Den Apfel höher hangen.

Da ist denn alles mit ihm aus;
Er sitzt, als wie geschlagen.
Die Welt ist ihm ein wüstes Haus,
Und will ihm nicht behagen.
Und doch, ist er nicht wunderbar?
Er sollte ja nur denken:
Ich Sorge selbst nicht gut für mich,
Gott will es besser lenken,

Vor wenig Tagen war ich auch
Recht herzlich unzufrieden;
Ich weinte sehr nach altem Brauch,
Und wäre gern verschieden.
Ich hielt kein Glück für grösser nicht,
Als meinen lieben Willen.
Da dachtest du: der arme Wicht!
Er sieht durch falsche Brillen. —

Und schlugest mir mein Glas entzwei;
Da wollt' ich mit dir zanken,
Und muß doch wahrlich bei und bei
Dir nachgerade danken!
Sogar hängt's noch immer hie und da,
Und will nicht eben gleiten:
Doch, lieber Vater, gibst du ja
Wohl einstens befre Seiten! Overbeck.

Der alte und der junge Bär.

Wer doch nur so wohl gebaut, so schnell, wie
der Hirsch wäre! seufzt' ein junger Bär.

„Da wärst du was rechts!“ belehrte ihn der
Vater: „Lerne die Abwesenheit eines kleinen
Vorzugs beim Daseyn eines grössern gern ertragen.“

tragen. — Wie willig würde der zaghafte schnelle Hirsch mit dem langsamen, aber muthigen Bär tauschen!“
Meißner.

Zu meinen lieben Kleinen

bei einer Brandstelle, wo der Blitz, doch ohne Schaden, gezündet.

Kommst, meine Lieben! kommst, zu schaun,
(Doch freudenvoll und ohne Graun)
Zu schaun von Gottes Hand die Spur,
Als sie allmächtig niederfuhr.

Hier ist die Stätte, hier das Thal!
Hier traf sein schneller Flammenstrahl
Die Harben — und sie wurden Staub!
Wir aber — nicht des Todes Raub!

Wir stehen hier und preisen ihn,
Durch den die Wetterwolken glühn,
Und jubeln laut; — denn ach! verschönt
Ist, was in unsern Hütten wohnt,

Er wies die Stärke seiner Hand,
Da bebte das erschrockne Land;
Denn dunkel war's um seinen Thron,
Von dem Flammendiener floh'n.

Doch Liebe lenkte seinen Rath;
Er wollte nicht, daß unsre Saat
Von seinen Flammen aufgezehrt,
Von seiner Allmacht uns belehrt.

Sein Flammendiener schoß vorbei,
Uns zu belehren, wer er sey,
Des Vaterlieb' und Schöpfermacht
Die Saaten all hervorgebracht.

D preist ihn, Kinder, und bedenkt,
Wie gern, wie gern Er Gutes schenkt,
Wie gern Er duldet, trägt und schonk,
Wie gern Er segnet und belohnk.

D macht euch seines Segens werth
Durch Dank und Liebe! — Kinder! hört
Mit Freuden, was Er euch befielt,
Und wißt, daß Er zum Guten zielt.

Euch sey dies reiche Garbenfeld
Ein heiliger Schauplatz, aufgestellt
Zu seiner Liebe Preis und Ruhm,
Und dieses Thal ein Hluthum!

Karoline Rudolphi.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schiefen feste,
Selbst der Hauspropheze *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste **)
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Sinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Taß erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehen.

*) Der Hahn. Er wird so genannt, weil der Landmann
aus seinen Krähen zuweilen auf eine bevorstehende
Veränderung des Wetters schließt.

**) Katzen.

Endlich tanzen alle Laken,
 Poltern, lärmern, daß es kracht,
 Zischen, heulen, sprudeln, krazen,
 Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
 In dem finstern Saal herum,
 Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
 Wirft ein Duzend Schaalen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
 Stürzt im Fallen auf die Uhr,
 Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
 Blinder Eifer schadet nur. Lichtwer.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
 Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
 Und den mit Müh erworbnen Segen
 Selbst unter die drei Söhne aus.

Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
 Denn ich für den von euch behalte,
 Der mittelst einer edlen That
 Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
 Sieht man die Söhne sich zerstreun.
 Drei Monden waren schon vergangen,
 Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
 Hör! es vertraut ein fremder Mann
 Sein Gut ohn' ein'gen Schein mit an,
 Dem gab ich es gefreulich wieder.

Sagt, war die That nicht lobenswerth?
 Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
 Ließ sich der Vater hier vernehmen;
 Wer anders thut, der muß sich schämen.
 Denn ehrlich seyn, heißt uns die Pflicht;
 Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: auf meiner Reise
 Biel einst ganz unachtsamer Weise
 Ein armes Kind in einen See.
 Ich aber zog es in die Höh,
 Und rettete dem Kind das Leben!
 Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.

Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
 Was wir als Menschen schuldig sind.

Der jüngste sprach: bei seinen Schaafen
 War einst mein Feind fest eingeschlafen
 An eines tiefen Abgrunds Rand;
 Sein Leben stand in meiner Hand.
 Ich weckte ihn, und zog ihn zurücke.
 O! rief der Greis mit holdem Blicke,
 Der Ring ist dein, welch edler Muth,
 Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Lichtwer.

An seinen Fritz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
 Die dies ich schreiben, liebes Kind!
 Wann du dereinst dies Blat wirst lesen;
 Vielleicht, daß schon der Abendwind
 Mit meines Grabes Hügel spielt,
 Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
 Dann

Dann, gufer Junge! setz' ein Weilchen
 Dich auf den Rasenhügel hin;
 Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
 Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
 Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
 Das in mir denkt — o so umschweb' ich dich,
 Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen.
 Und nicht erröthen darfst, das heut dein Vater sich
 Umsonst gefreut, umsonst für dich
 Ein halber Eremit *) gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen
 haben,

Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
 Als heut dein Händchen unserm Kaben
 Dein Morgenbrod halb nach dem Käfig trug,
 Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.
 Du wirst es längst vergessen haben,
 Wie deine Mutter liebevoll
 Dich an sich drückt, daß sie den kleinen Schwa-
 ben **)

Zu deinem Kuchen bitten soll.

Du wirst es längst vergessen haben,
 Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen!
 brach,

Als deine Tante scherzend sprach;

Du sollst mein Erbe seyn, wenn sie mich einst
 begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich
 zu preisen;

Denn dieses Herz ist Gabe der Natur
 Und deine Eltern durften nur
 Am Scheideweg zurecht dich weisen!

*) Einsiedler.

**) Karl in Göz von Berlichingen.

Doch, könntest du dereinst dies Herz
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen.

Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakain
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund, nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Beilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knien
Dich horchend stehen hatt': und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hofnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen.
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe
Schweigen;

So schweigt doch vielleicht nicht mein Gedicht,
Sohn! werde, was du willst, im Staat!
Sey seines Schutzes werth durch deines Geistes
Rath,

Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flotte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann *) o Sohn!

Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst: denn Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dem Vater fand;

*) In so viel, als: ein braver Mann.

Und o vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir ver-
binden:

Erfülle dies! denn steh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o fröhlicher mach' schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn.
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Äpfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße
lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn,
Denn, Friß, du sollst das Buch mit dir zu Bef-
te nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.
Göttingk.

Boreas *) und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Seulen
Warf der wilde Boreas
Sich bei Herkuls alten Seulen, **)
An dem Ufer, in das Gras.

S 2

*) Der Nordwind.

**) So nennt man zwei Berge, wovon der eine in Afrika, der andere in Europa steht, und welche durch die Meerenge bei Gibraltar von einander getrennt worden. Die Fabel sagt, daß Herkules ein sehr starker Mann, diese beiden Berge von einander gerissen, und dadurch verursacht habe, daß der Ocean hereinstürzte und das mittelländische Meer bildete.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen
 Als sie bei sich selber spricht:
 Eile, deinen Feind zu strafen,
 Befre Muße hast du nicht.

Er ist's, der in deinen Locken
 Nesters, wie ein Wütrich, schwärmt;
 Und oft Häuser, Thürme, Glocken,
 Dir an Hals wirft, wenn er lärmt.

Tellus *) war entzündet worden,
 Es entbrennt der alte Haß,
 Sie zerreißt von Süd in Norden,
 Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken,
 Und ist aufzustehn bemüht,
 Als er sich mit Sand bedecken
 Und in Abgrund stürzen sieht.

Und er schwillt vor Zorn und Rasen,
 Bläst sich auf, pfeift, saust und brüllt,
 Bis das Schnauben seiner Nasen
 Die verschloßnen Gräfte füllt.

Also mag der Aetna brüllen,
 Wenn er, nach des Himmels Schluß,
 Erd' und Luft mit Glut erfüllen
 Und die Welt erschrecken muß.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
 Bis der Nordwind stärker drängt,
 Einen halben Wald zersplittert,
 Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
 Ueber Berge, Wald und Stadt,
 Nach dem Lande der Ticonen, **)
 Wo er seine Wohnung hat.

*) Die Erde. **) Ein Volk in Thracien.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann:
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann.

Lichtwer.

Von der Arbeitsamkeit.

Über warum muß ich denn arbeiten? fragte Louise ihre Mutter.

Mutter. Weil dir das gut ist, mein Kind. —

Louise. Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber, spielen oder herumgehen. —

Mutter. Meine Louise, gewiß ich liebe dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönne. —

Louise. Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du mir aus Liebe verwehrest, was ich gern will, und befehlst, was ich nicht mag.

Mutter. Nun, Kind, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wohl erlassen,

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen?

Louise. Ach Mutter! das alles that ich nicht, als ich bei der Tante in der Stadt war, und das alles mag ich hier auch nicht thun.

Mutter. Nicht? Nun, es sey. Willst du mit den Folgen zufrieden seyn, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Louise. O herzlich gern: liebe Mutter!

Mutter. Gewiß?

Louise. Ganz gewiß.

Mutter. Nun gut, so spiel, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst. —

Louise bediente sich dieser Freiheit nach Belustigung, spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette gieng.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sagte, daß Louises zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähmend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfnis.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie mögte ihr ihre Sachen bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer.

Louise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du kein Recht hast? —

Louise. Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter. Die sind nicht mehr dein, Louise; aber höre, wenn du hören willst, ich habe dir etwas zu sagen.

Louise hörte aufmerksam zu.

Mutter. Alles, was du bis dahin dein genannt hast, ist dir in der Hoffnung geschenkt wor-

den, daß du (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lernst, das du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernst; damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und denen du durch Hülfe und Geschicklichkeit anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stand seyst.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die, ihm von andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wieder vergelten kann: so macht er sich unfähig oder unwürdig an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen; und er hat von andern weiter keine Dienste zu fordern, wenn sie ihm nicht etwann aus Mitleiden über seine Thorheit beistehen wollen. —

Louise, die bis dahin mit verschämtem Blick und fraurig da gestanden, sagte endlich:

Aber, kann man denn das, was man zum Leben braucht, nicht alles kaufen? Du selbst, Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest dies oder jenes gekauft, wo braucht man denn das alles auch thun zu können, was andere für uns thun?

Mutter. Das ist wahr, man kann vieles, ja, das meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brod und andere Speisen? wofür Kleider und andere

Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schätzt? Und wo denkst du denn das Geld herzunehmen?

Louise. Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter. Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sich durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschickter Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jezt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heute, kann morgen dahin seyn — und es wird sicher verloren gehen, sobald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nützen würde. —

Auch bitte ich ihn täglich, daß ers uns nehmen möge, so bald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur Louise, wie unglücklich wir beide, du und ich, seyn würden, wenn dies unsere einzige Hofnung gewesen wäre! —

Sieh, deswegen lieb' ich Fleiß und Arbeit, deswegen gewöhn' ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß, wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeitlang geliehen, daß ich auch dann noch froh und glücklich seyn, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaub es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und sieh, mein Kind, deswegen kann ich dir nicht gestatten, etwas als ein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können. Deswegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehemaligen Kleider ferner die deinen nennst und als solche brauchst, und doch sind dir diese Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter gesitteten Menschen leben willst. —

Louise. Ach, liebste Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was und so oft du mir befehlen wirst; mit Freuden lernen, was du nur gut findest.

Mutter. Begreifst du nun, wie ich aus Liebe dir den beständigen Müßiggang, der dir lieb ist, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebst, befehlen könnte?

Louise. Ach, Mutter, frage mich nicht so — — Nie, nie werd' ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas bestellst, ob es aus Liebe geschehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer habtest, und wie wenig ichs verdiente. —

Von heute an sollst du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen sehn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu seyn, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Louise; nimm deine Kleider, und alles was dein war, wieder in Besiz; kleide dich an, und komm mit mir.

Louise thats eilig, folgte der Mutter, und fing von diesem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich hab' erfahren, daß sie die Arbeit und den Fleiß hernach so lieb gewonnen, daß man

sie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu seyn.

Der Priester und der Kranke.

Es rafften Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todfengräber
 maß,
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die
 Baaren,
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den
 Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sahe kläglich aus.
Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses
 Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und strift mit sei-
 nem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kah-
 le Wände;
Zwo Sägen und ein Beil, sein ganzes Haab'
 und Gut.
Mein Freund, hub jener an, faßt einen
 frohen Muth,
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufge-
 schlossen,
Wo ihr der Vermuth viel, und wenig Lust
 genossen.
Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann;
Ich habe gut gelebt, so weiß ich denken kann.
Mich quälte weder Neid, noch Haß, noch Nah-
 rungsorgen;
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir
 alle Morgen
Des Tages Unterhalt, von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir
dabei?

Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte.
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben
wollte?

Warum nicht? sprach der Greis, da, wie ihr
sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?

D mögten^{*} groß und klein des Alten Lehre^{*}
fassen!

Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.
Lichtwer.

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die alle Thier' ohn' Ursach biß,
Und was sie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Dies gieng ihr lange Zeit von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schaffen
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie davon selbst bersten mußte.
Darum, Verläumder, spiegle dich!

Lichtwer.

Der König und der Schäfer.

Ein König, reisend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, sah

Vor seiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer stehn. Was machst du da?
Fragt ihn der König.

Was ich mache?

Antwortet Daphnis, hum! — ich seh' die Sonn'
und pfeife.]

Sonst nichts?

Das siehst du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache.
Warum?

Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willst; solch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid!
Der König sagte nicht ein Wort,
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit seiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit. Gleim.

Fritzchen und der Vater.

„Ach, daß es doch nicht wieder donnern möge-
te,“ sagte der kleine Fritz, als er hörte, daß ein
Gewitter in der Luft wäre.

Und warum das? fragte der Vater.

Fritzchen. O! lieber Vater! es ist mir dann
immer so ängstlich und fürchterlich zu Muthe. —

Vater. Da möcht' ich doch wissen, warum?

Fritzchen. Je, wenn das so kniffert und
knassert! — hu — hu! — und so über seinem
rasselt, als wenn zehn Wagen über den Haus-
boden rollten.

Vater. Davor brauchst du dich grade am we-
nigsten zu fürchten, mein Kind: denn, wenn
der Blitz nicht schadet, das Donnern thut gewiß
nichts.

Der Vater suchte dies ihm begreiflich zu machen: Frißen mogte es nun aber verstehen oder nicht — da er sich angewöhnt hatte, alles, was verständige und glaubwürdige Leute ihn versicherten, zu glauben, so glaubt er auch dieses seinem Vater zu.

Aber, sagte er, es sollen ja vor ein Paar Wochen in M. — zwei Männer auf dem Felde vom Gewitter erschlagen seyn. —

Vater. Das ist wahr, liebes Kind, — ein Gewitterstrahl kann zuweilen, wenn er gerade auf ein Haus oder auf einen Menschen herabschießt, zünden und tödten: aber deswegen braucht man sich nicht davor zu ängstigen und zu fürchten. Will man ja zur Sicherheit was thun, so darf man sich nur zur Gewitterzeit vorzüglich vor großer Erhitzung, ausdünstenden Orten und nahem Metall in Acht nehmen. Auch kann man sein Haus und diejenigen, welche drinnen sind, durch einen Ableiter *) schützen.

Fritzchen. Aber ist denn das wahr, lieber Vater, Amtmann Gustchen sagte mir, wenn es donnerte, so wäre der liebe Gott böse — ist das wohl wahr, lieber Vater? —

Vater. Bei weitem nicht, liebes Kind: gerade das Gegentheil — gütig ist Gott, wenn er blißen und donnern läßt. Umständlich kann ich dich davon noch nicht belehren; aber wisse, mein Kind, die Blitze reinigen die Luft von allen ungesunden Dünsten, die uns sonst viele Krankheiten verursachen würden: der Donner erschüttert die Erde, und macht ihre Oberfläche gleichsam locker, damit der herabfallende Regen desto ge-

*) Ein solcher Ableiter besteht in einem Streif Metall, der von dem Gipfel des Hauses, wo er sich mit einer eisernen Spitze endiget, bis auf die Erde herabläuft.

schwinder und leichter eindringen könne; und ein solcher Gewitter = Regen selbst — wie erquickt er die Früchte der Erde, Blumen und Gras! Wie wohlthuend ist er für Menschen und Vieh! Du sahst doch heute, mein Kind, wie in unserm Garten alle Blümchen ihre Köpfschen hiengen, wie besonders die schönen Rosen halb entblättert nach Erquickung schmachteten? —

Fritzchen. Ja, lieber Vater!

Vater. Und hörtest auch, was der alte Bauer sagte, der vorhin bei mir war? —

Fritzchen. Ja, daß das Gefraide fast verdorrete, weil der Erdboden so fest und trocken wäre.

Vater. Und weißt du noch, wie wir gestern durch die Viehweide giengen, wie die armen Kühe da standen und brüllten, und vor Hize nicht fressen wollten?

Fritzchen. Ach, ja, lieber Vater; und die schönen kleinen Pferdchen, wie sie sich da unter einen schattigten Baum gedrengt hatten und Essen und Trinken vergaßen!

Vater. Und mein kleiner Fritsch selbst — „ach, wie heiß, wie heiß ist's! Es ist doch gar zu heiß!“ rief er seit einigen Tagen.

Fritzchen. Ja, es war doch auch gar zu heiß. —

Vater. Ganz recht, mein lieber Sohn; aber desto willkommner sollte dir nun das Gewitter seyn. — Warte, ich glaube, dies geht bald vorüber, und dann sollst du einmal sehen, wie gut es der liebe Gott meint, wenn er donnern und blihen läßt.

Das Gewitter hörte bald auf: und sobald der Regen nachließ, gieng der Vater mit dem kleinen Fritsch hinaus. Kaum waren sie aus der Haus- thüre getreten, so rief der kleine Mann auch schon: „ach wie schön ist es jetzt hier! wie herrlich!“

Vater. Siehst du wohl? Ist die Luft nun nicht viel kühler? Aber warte nur; komm nur erst in den Garten, dann sollst du dich mehr wundern.

Sie waren auch kaum in denselben gekrefft, so rief der Kleine einmal über das andere aus: „ach, wie ist's hier angenehm! Wie riecht alles hier so frisch! O, welch ein angenehmer Geruch!“ Ach, sehen sie mal hier, lieber Vater, wie die Nelken geschossen sind, waren sie doch vorher kaum — so hoch! o, und wie schön die kleinen Vögel jetzt singen! Ich glaube, sie danken dem lieben Gott, daß er hat donnern lassen.

Vater. Wohl, lieber Fritz! — und kannst du nun noch glauben, daß der Vater im Himmel böse sey, wenn er donnern läßt?

Fritzchen. (leise und beschämt.) Ach nein, lieber Vater. —

Vater. Und wenn du nun siehst, wie erquickt alle Gewächse des Gartens sind, und sehen wirst, wie lustig die jungen Pferdchen und wie munter die Kühe und alle andere Thiere nach dem Gewitter geworden sind: und dich selbst jetzt viel leichter, munterer und gesunder fühlst, als vorher: solltest du da nicht vielmehr dem lieben Vater im Himmel danken, der auch im Donner wohlthut?

Fritzchen. Ach ja, lieber Vater, die Vögelchen würden mich ja sonst beschämen.

Sie giengen darauf beide aus dem Garten nach dem Kornfelde, und der Vater zeigte dem Kleinen, wie erfrischt die Saaten geworden waren.

Darauf führte er ihn auch wieder über die Viehweide, wo sie gestern die Kühe hatten brüllen gehört und die Pferde hatten schwachen gesehen. Und als sie auch hier alles verändert, die Kühe begierig grasen, und die jungen Pfer-

de mulhwillig und fröhlich herumspringen sahen: da sagte der Vater;

„Nun, lieber Friß! — siehst du wohl, wie sich auch hier alles seit gestern verändert hat? was sagst du dazu? — Ist dir's noch in Gedanken, daß, wie Amtmanns Gustchen sagte, der liebe Gott böse sey, wenn es donnert? —“

Frißchen, auf welchen die gereinigte und abgekühlte Luft auch schon ihre Wirkung zu äussern angefangen hatte, und der sich ganz leicht, ganz wie neu geschaffen fühlte, sprang voller Freude auf seinen Vater zu, der ihn aufhob, und seines unschuldigen Kindes feurige Liebkosungen mit einem Kusse erwiderte.

„Hab' Dank, bester Vater, rief Frißchen, daß du mich belehrt hast! Nun will ich mich auch niemals wieder vor dem Gewitterfürchten, und noch heute Amtmanns Gustchen sagen, daß es ja nicht mehr denken soll, daß der liebe Gott beim Gewitter böse sey.“ — Wehnert.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
 Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe
 freiste wieder,
 Und kam mit einem Knaben nieder,
 Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe
 brannte;
 Der Knabe war damals grade sechzehn Jahr;
 Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
 Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nun=

Nunmehr droß Töffel auch mit in der Scheune
Korn ;

Fuhr selber in das Holz : da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß ; man hörte von den Bauren
Den kleinen Töffel sehr bedauern.

Zulezt verdroß es ihn , und als zur Kirch-
meßzeit

Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn , kleiner Töffel ! hieß , hatt' er die Drei-
stigkeit

Und gab ihm eine derbe Schelle.*)

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schoß zu
stehn , **)

Denn Schulzens Hadrian gieng klagen.

Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O das that Töffeln weh , und er beschloß
bei sich ,

Sich in die Fremde zu begeben.

Was ? sprach er , kann ich nicht ein Jahr wo anders
leben ,

Immittelst ändert sichs , und man verkennet mich.

Gleich gieng er hin und ward ein Reuter ,

Das höret Nachbars Hanns, die Sage gehet weiter,

Und man erzählt von Haus zu Haus ,

Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.

Indessen kriegt der Sachsen Heer

Befehl , in Böhmen einzurücken ,

Nunmehr ist Töffel fort , man spricht von ihm
nicht mehr

*) Eine Ohrfeige

**) Ein neues Schoß heißt in einigen Ländern ein
Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach
Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock
ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede seyn.

Da meint nun unser Held, daß man die
Kinderpoffen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitz. Er wirft sich Ur-
laub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauers-
lühle;
Ein altes Mütterchen, das an den Bäumen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, Kleiner Töffel! lebt ihr noch?

* * *

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Dörfer Weite,
Zilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Lichtwer.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lie-
ben Kinder, lernen, daß die gute oder böse
Meinung, welche die Menschen in unserer Kind-
heit von uns fassen, nicht leicht wieder ausge-
löscht werden kann, sondern unser ganzes Leben
hindurch zu dauern pflegt.

Alle die guten oder schlechten Eigenschaf-
ten, die ihr jetzt an euch verspüren laßt, wird

man euch künftig immer zufrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jetzt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jetzt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun was in ihrem Urtheile euch herabsetzen könnte.
C.

Fortsetzung

der im dritten Theile abgebrochenen Geschichte
des armen Rudi und seiner Kinder.

Im dritten Theile dieser Kinderbibliothek habe ich euch, liebe junge Leser, mit der Noth und Tugend des armen Tagelöhners Rudi und seiner Kinder bekannt gemacht.

Vielleicht hat euch die Geschichte von diesen lieben wackern Leuten eben so sehr gerührt, als mich; und vermuthlich wünscht ihr, noch mehr davon zu hören. Jetzt kann ich diesen euren Wunsch erfüllen.

Der gute Rudi war nicht durch eigene Vergehungen, sondern durch die Bosheit eines abschäulichen Mannes, des Bogts im Dorfe, in das große Elend gerathen, worin wir ihn kennen gelernt haben.

Dieser gottlose Bogt hatte wegen einer schönen großen Wiese, welche dem Rudi gehörte und welche ihn und die Seinigen ernährte, einen Prozeß mit ihm angefangen; falsche Beweise

gen aufgestellt, welche schwören mußten, daß diese Wiese ihm, dem Vogt, und nicht dem Rudi gehörte, und so hatte der Richter, welcher Herr des Dorfs war, nicht umhingeconnt, dem Rudi sein rechtmäßiges Eigenthum abzusprechen und es dem Bösewicht, dem Vogte, zuzuerkennen.

Nun war Rudi dadurch in die äußerste Armuth gerathen. In diesen Umständen starb ihm seine Frau, und wie wir wissen, auch seine gute alte Mutter. Er selbst und seine armen hilflosen Kinder blieben im Elende zurück.

Die einzigen Leonhard und Gertrud hatten sich ihrer, so gut sie konnten, angenommen. Aber diese waren selbst arm; sie konnten also weiter nichts, als ihr bißchen Armuth mit ihnen theilen. Und das thaten sie treu und redlich.

So waren nun schon viele Jahre verstrichen. Der Gutsherr war unterdes gestorben, und sein Enkel, der Junker Arner, war wieder Herr des Dorfs geworden.

Die gütige Vorsehung, welche jedes Unrecht über kurz oder lang an den Tag bringt, wußte auch diesmal es so zu lenken, daß Arner den abschäulichen Betrug, den der Vogt gespielt hatte, in Erfahrung brachte. Den Augenblick beschloß dieser brave Herr, nicht nur dem Rudi wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern ihm auch das Unrecht, welches er gelitten hatte, auf das nachdrücklichste zu vergüten.

In dieser Absicht fuhr er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern von seinem abgelegenen Schlosse nach dem Dorfe, und traf bei dem guten Prediger ab. Er befahl zugleich, daß die schönste Kuh aus seinem Stalle ihm nachgeführt würde.

Sobald er nun den Prediger von allem benachrichtiget hatte, schickt er hin, und ließ den Rudi zu sich kommen.

Dieser erschien, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar, und sagte:

„Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Wiese abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen, und nicht nachtragen.“

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott! Junker, ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Warest du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Und der Rudi: es that mir freilich bei meiner Armuth, und insonderheit im Anfange, oft schmerzlich weh, daß ich die Wiese nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollt' er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben; und auf alle Feste sandt' er mir in meinem Elende allemal Fleisch, Wein und Brod, — daß ihm Gott es lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat!

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und sagte dann weiter! ach Gott, Junker! wenn er auch nur so allein mit uns geredet hätte, wie ihr, es wäre vieles nicht geschehen; aber die

Blutsauger waren immer, immer wo man ihn sah, um ihn her, und verdrehten alles.

Junker. Du mußt jezt das vergessen, Audi! Die Wiese ist wieder dein; ich habe den Bogt in dem Protokol durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Audi!

Der Audi zittert — stammelt — Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortet: du hast mir nichts zu danken, Audi! die Wiese ist von Gott und Rechtswegen dein.

Jetzt schlägt der Audi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann; o! meiner, meiner Mutter Segen ist über mir! Schluchzet dann wieder, und sagt: gnädiger Herr! sie ist am Freitag gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: es wird dir wohlgehen, Audi! — O wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter frommer Audi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, — ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Audi: und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen, sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jezt überstanden, Junker, sagte der Audi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Wiese; ich weiß nicht, was ich

sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann! sie wird sich deines Wohlstands auch noch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig sey.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen. — Der Vogt ist in sehr klammen Umständen, — er ist dir freilich die Nützung und die Kosten schuldig, Rudi! aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Beselstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könnte, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleid zu bitten, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohllehrwürdiger Herr Pfarrer! und wenn der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer; die Wiese trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter; und wenn ich zwei halten kann, so hab' ich weiß Gott genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lang' er lebt, alle Jahre für eine Kuh, Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr fristlich und brav, Rudi! Der liebe Gott wird dir das übrige ersehen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann bei laibe nicht beim Worte nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Audi! ich lobe dein Anerbieten: aber du mußt das Ding ein Paar Tage ruhig überlegen; es ist dann noch immer Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Audi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr! aber gewiß nicht so, daß mich etwas ehrliches gereuen sollte, wenn ich's versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Audi! es ist für einmal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nützung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Audi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird!

Junker. Nun, Audi! ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Audi. Ihr seyd auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehn, ich habe niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe, — und jezt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. — Unten im Pfrundstall ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und das

mit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade; denn es ist dein, du wirst das Fuder gerade jezt bei deinem Hause finden; und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Der Kudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses alles übernommen.

Und die Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freute Arnern mehr, als seine Danksagung ihn hätte freuen können.

Der Kudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd; ich sehe wohl, daß du dankest, Kudi; bietet ihm so dann noch einmal die Hand, und sagt weiter! gehe jezt, Kudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen es zu thun.

Da gieng der Kudi von Arnern weg, und führte die Kuh heim.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagt Therese, des Arners Gemahlin; was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an. — Aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde. — Ja wahrlich, Geliebte! sie ist größer, als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: meine Thränen danken Ihnen, Junker! für den herrlichen Auftritt, den Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker, empfand ich die innere Grösse des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. — Aber, Junker! man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerin aber drückte die Kinder, die alle Thränen in ihren Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte wie sie.

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehen; schicket doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrerin sagte zu Arners Gemahlin: gefällt's ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern,

Sehr gern, antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung, die Pfarrerin hatte Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte alles eben abschicken wollen — jezt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus, Arners Bediente, trug alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorf, jung und alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudis Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Ein Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und fanden — und

sahen — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das gieng Arnern von neuem an's Herz, was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen.

Alles, alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: dieser Rudi will ißt dem Bogt, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Wiese versichern.

Man muß das nicht leiden, sagte Therese, schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszusehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seintgen dem gottlosen Buben verschenke!

Aber wolltest du, Geliebte! wolltest du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen gebracht hat? sagte Arner.

Nein, nein! das will ich nicht, versetzte Therese, das will ich nicht. Verschenk' er alle seine Haabe, wenn er's kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jezt zum Rudi: gieb doch deinen Kinder zu essen.

Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm und sagt ihm ins Ohr: Vater! ich bringe doch der Gertrud noch etwas — Ja, sagte der Rudi: aber warf nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: was sagte der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todbette seiner Mutter — von der Güte des Lienhards und der Gertrud; und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seyen.

Dann setzte er hinzu: gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Mäurerin — wie sie das erhabene Todbette der Kathrine mit Thränen bewunderten — Wie der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienharts und Gertrud gelaufen, sie einzuladen — und wie diese mit ihren Kindern beschämt mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudelis Bericht, sondern auf Arnerts Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudi vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten — auch wie Therese und die Frau Pfarrerin mit ihnen so liebevoll waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten, und sich an ihren Schoos drängten — alles das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lange sie konnten, bei diesem Schauspiel der innigsten Rührung, beim Anblick des erquickten und ganz gerefften Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Und der Junker sagte zum Kutscher! fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrerin aber suchte noch alles übergebliebene Essen zusammen, und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Aus Leonhard und Gertrud;
einem Buche für das Volk,

Der geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte; Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng und hundert andre Dinge.

Als dies der flügge Haushahn sah,
So fragt' er ihn: „Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies alles dir?“

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm' es nur, damit ichs habe.

*

Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei,
Der Geizhals sammelt gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und andern nützlich sey;
Nein! blos um viel zu haben.

Warnung wider die Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, lieben Kinder, ja nicht mit der
Zeit so machen, wie es jener Handwerksmann
mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gerne Meister werden; es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann ließ ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden, und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstat auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wohl in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte?

In der Fröhlichkeit seines Herzens gieng er nach einem Weinhaufe, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterwegs wollte zwar sein Gewissen aufwachen und ihm sagen: es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wollte, und müsse also vorjezt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. „Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.“

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schrit zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, was er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon

kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun grade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angrif, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er: „Es ist ja nur ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.“

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden, der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Thaler derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage immer mehr auf die Neige gieng, und er niemals seinen Zweck erreichen könne: weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Thaler vorschießen würde, die er nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehret war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

Mitten unter seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wurden kurz darauf ge-

fangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erstemal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte, so könnt' er vielleicht jetzt in seiner Werkstat ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes ganzes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er würde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmal einen bessern Gebrauch machen können. Wenn euch einmal der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschenden wollt, o so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Moritz.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich um-
gesehen,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu ge-
schehn.

Da hieß es allemal: uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!

Was ward da, nicht erzählt! Hörst, sprach
er einst, ihr wißt,

Wie weit von unsrer Stadt zu den Suronen *) ist,
Zelf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.

Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.

Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird
naß gemacht,

Es könnten um sie her die Donnerkeile blißen,
Zwei Heer' im Kampfe stehen; sollt' auch der
Himmel schon

Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestört sitzen.

Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich
dann und wann

Ein halbgebrochener Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.

Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite ste-
hen;

Denn wenn dergleichen Ding geschieht;

*) Ein wildes Volk in Nordamerika

So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.

Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen
Bekehrden

Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich von ihnen sah: Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Hölle-
rich-tern,
An Angst den Missethättern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier
die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein? *) Ihr
irrt.

So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck fin-
den? **)

Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen.
Lichtwer.

Geschichte des jungen Alwils.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und
wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

*) Es hat oft Betrüger gegeben, welche andern Leu-
ten vorlogen, es gäbe eine gewisse Materie, wo-
durch man die geringeren Metalle in Gold ver-
wandeln könnte. Diese Materie nannten sie den
Stein der Weisen.

**) So wollten sie vielleicht erfinden, wie man den
Raum, den ein Zirkel beschreibt, in ein Viereck
verwandeln könne?

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzusflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen sollte.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwils Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt, und fast alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost vorlieb nehmen. Manche von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dachte er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten, man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meine, und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost vorlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott

für die Unglücksfälle, die er ihm schon in seiner Jugend habe ertragen lassen.

Denn die geringe einfache Kost hatte seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen der Menschen ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sey sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Eltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Eltern sehr.

Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabend spazieren giengen, sagten sie zu ihm: „wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungen Laub bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquicket, der wird auch für dich sorgen.“

Alwil wurde äusserst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Eltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als

zu ihrem Begräbniſſe erfordert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Eltern. Als er aber einſtmals bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dache er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er sich ja auch meiner annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demſelben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, denen das Elend des jungen Alwils zu Herzen gieng, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Eltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebeich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hofnung an Kindesſtatt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach immer besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Her-

zen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich kommen, gieng mit ihm allein auf ein Zimmer, und er mußte sich neben ihn setzen.

Darauf ergrif er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: „Alwil! — du bleibst bei mir! —“

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

„Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tag an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.“

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sahe nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu seyn, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich und bescheiden, wie er vorher in seinen dürftigsten Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmal verlohren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern auch überdem noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!
Morig.

Die Hirsche.

Es gieng ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzem abgesetzt, auf Wermsdorfs fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.

Allein, da stukt die Schaar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Bir-
kenblättern.

Ihr Kinder! sprach der Hirsch, folgt mir nur
Schrift vor Schrift,
Sonst werdet ihr euch sehr besprühen.
Drauf gieng er durch den Pfuhl, die Kleinen
liefen mit,
Und kamen glücklich aus der Pfützen.
Jedoch so rein gieng es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier, *) das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: ihr Herrn
mit Gunst,
In Koth zu gehn ist keine Kunst.

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seyd ja voller Schmutz, und glänzet wie die
Sauen,

Seht her, ihr sollt was anders schauen!

Drauf that der Spötter einen Sprung,

Daß alles um ihn pfif; allein, wie giengs dem
Thoren?

Meint ihr, daß ihm der Saß gelung?

Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe seine Stärke.

Eh du andre höhnt, so merke,

Ob du nicht dem Orke nahst,

Wo du jene straucheln sahst.

Lichtwer.

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden:

Und wo mag er gefunden werden?

So fragte, wenn man's glauben soll,

Der Grieche Damon einst den Delphischen Apol.

Des Gottes Antwort war: du hast ihn längst be-
sessen,

Und weißt es nicht, vor deiner Thür

Wirst du ihn finden, traue mir.

Wie schnell fliegt Damon fort: jezt geizig, erst
vermessen;

Wie? denkt er, scherzt Apol? Nein! Göttern ziemt
kein Spaß,

Jzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias

Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,

Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier;

Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie wafnen sich mit Grabescheiten,

Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,

Kein Feierabend wird gemacht.

Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lächelnder
Gebehrde

Wirft Damon unverhohlt sein Werkzeug auf die
Erde,

O, rief er, bin ich nicht ein Thor?

Freund! den die Tugend mir erkohr,

Komm, Pythias! laß dich umfassen,

Du bist der größte Schatz, kann Damon mehr
verlangen?

Ich billige des Griechen Satz:

Ein treu erfundner Freund, das ist der größte Schatz.
Lichtwer.

Eine Geschichte aus Franken.

Am Fluß Kocher liegt ein kleines Dörfchen,
Namens Gutleuthen. Hier schlug vor 2 Jah-
ren das Gewitter in die Hofstelle eines Söldners
) ein, der bei der frömmsten Tugend darble,
und ehe er sich besinnen konnte, das Wenige,
was er noch hatte, in der Asche liegen sah.

Es war niemand, der nicht Theil an seinem
Unglücke nahm. Die kleine Gemeinde lief her-
zu, und jeder bestrebt sich, die geringe Hilfe,
die in seinem Vermögen stand, zur Unterstützung
der Verunglückten beizutragen.

Allein, wie wenig ist in dem Vermögen
derjenigen, denen es an allem fehlt! Dies ist
der Zustand der Gemeinde. Die bittere Ar-
muth scheint da, — so wie überhaupt in der
dortigen Gegend — recht zu Hause zu seyn.

Jedoch die Vorsicht hatte einen Prediger
nach Gutleuthen gesetzt, der in allem Betracht
ein Mann Gottes ist. Ein Mann, der mit

) So nennt man den Besitzer einer kleinen Bauerhütte.

vielen Einsichten das schönste Herz und die für einen Sterblichen mögliche vollkommenste Tugend verbindet; ein Mann, der voll Eifer gegen seinen Gott und voll Liebe gegen seinen Nächsten ist.

Dieser vortrefliche Mann ward über das vorgefallene Unglück nicht wenig gerührt; er war einer der Ersten, der auf den Platz eilte, wo Hilfe nöthig, obgleich bei dem allzuschnel- len Ausbruche des Feuers, unmöglich war, und nachdem er die Leidenden beruhigt und die Umstehenden über die Zulassung Gottes belehrt hatte: so wußt' er für den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr zu thun, als daß er eine kleine Sammlung von der Mildthätigkeit der Einwohner machte, wovon man die Verunglückten so lange; bis ergiebigerer Rath geschafft würde, unter Dach bringen und speisen könnte. Es versteht sich, daß er diese Sammlung mit seinem eigenen Beitrage anfang.

Jedoch, man wisse auch, daß dieser musterhafte Geistliche selbst mittellos ist. Eine elende, der Armuth des Dorfs angemessene Besoldung ist alles, wovon er lebt; und auch hievon theilt er seinen ganz armen Pfarrkindern mildiglich mit, so viel ihm möglich ist. Der Würdige! — Sobald er für die Nothleidenden eine Herberge ausgemacht, seht' er einen Brief an den Baron von Gulleuthen auf, der sich am Hofe zu * * * in Diensten befand. Hierin schilderte er dem Baron das vorgefallene Unglück, die bedauernswürdige Lage der Verunglückten und überhaupt die Armuth seines Dorfs mit den rührendsten Farben. Er endigte damit, daß das Schicksal dieser verunglückten Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhinge, und daß die ganze Gemeinde hofte, wie er sich hier als ihren edelmüthigen Beschützer zeigen würde.

Ich will kurz sagen, was der Baron von Gulleuthen erwiederte:

„er finde sich nicht in dem Fall, von seinen Einkünften was entbehren zu können, noch sich in die Privatangelegenheiten seiner Unterthanen zu mischen: wenn aber dem Herrn Magister gleichwohl an dieser Sache gelegen wäre, so überließe er ihm, um einen Brandbrief *) für die Abgebrannten bei der Hofkanzlei einzukommen, —“

Wenn ihr, meine jungen Leser, über diese Erklärung erschreckt, so denkt, daß es nur wenige solche harte Herzen unter unsern Brüdern geben mag — laßt den Baron; kommt zu unsern würdigen Geistlichen zurück.

Weit entfernt, daß sich derselbe durch eine solche Antwort hätte sollen abschrecken lassen, ferner etwas für die Verunglückten zu thun, macht er ein Schreiben an die Kanzlei fertig, worin er um einen Brandbrief für die Abgebrannten bittet, und siehe da, er trägt es selbst in die Kanzlei. Sein Ansuchen wurde ihm nicht schwer gemacht, und er bekam alsbald, was er suchte.

Nunmehr erhob sich einer der schwierigsten Fälle bei dieser Sache. Der Brandbrief war ausgefertigt, aber da war niemand, der ihn in der Gegend hätte herum tragen mögen. Die Verunglückten konnten's nicht; sie bestanden aus einem 70jährigen Greise und einer einzigen Tochter, die ißt für ihren Vater arbeitete, ihn erhielt und zu seiner Pflege unentbehrlich war. Er hatte zwar noch einen Sohn; allein den hatten zwei Jahr vorher die Werber weggenommen.

*) Ist ein Schreiben, worin sowohl bescheiniget wird, daß der Genannte das Seinige durch Feuer verloren habe, als auch gebeten wird, ihm mit einer Beisteuer zu helfen. —

Jemanden in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu bekommen, war unmöglich, weil ein jeder bei den Seinigen, — und in dieser Jahrszeit bei seiner Wirthschaft nothwendig war; überdem auch nicht auf seine eigene Kosten herumreisen konnte.

Jedoch, was ist dem Menschenfreunde zu schwer! — Ihr habt's errathen, meine Leser; — er selbst, der edle Pfarrer übernimmt die Sammlung; er verläßt seine Pfarrwohnung, reiset auf seine Kosten, reiset zu Fuße, da seine Einkünfte kein Pferd ernähren konnten — und so bittet er in der Gegend herum mit dem Brandbrief für eine verunglückte Söldnerfamilie.

Gott, der mit Wohlgefallen auf ein solches Werk vom Himmel berabsieht, segnete es sichtbarlich. Ueberall, wo der Pfarrer einsprach, waren die Menschen zum Beitrag bereitwillig; und so brachte der Gottesmann die Woche hindurch mit seiner wohlthätigen Walfahrt zu: am Sonnabend samm er gewöhnlich zu Hause — zahlte von dem eingesammelten Gelde die Bauleute aus, die unterdessen schon wieder an des armen Söldners Gehöft hatten zu arbeiten anfangen müssen, studierte auf seine Predigt, und legte sie dann mit voller Kraft am Sonntag ab.

Es war einer seiner letzten Ausgänge: als ihm auf der Landstraße nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelheim welcher darin saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuße, welcher vom Regen ganz durchwezt war. Es rührte ihn, er ließ anhalten, und nachdem er von unserm Pfarrer vernommen hatte, daß er eben denselben Weg zu reisen gedächte, so bat er ihn, in seinen Wagen einzusteigen.

Diese Leutseligkeit wurde dem Grafen reichlich belohnt. Der würdige Prediger, der ein

eben so unterhaltender Gesellschafter, als aufgeklärter und rechtschaffener Mann war, vertrieb ihm aufs angenehmste die Zeit, und rührte besonders durch die Erzählung des Endzwecks seiner Wanderschaft des Grafen edles Herz im höchsten Grade.

Als sie angekommen, bat der Graf den Pfarrer, mit ihm im Posthause zu Mittag zu speisen. Es geschah; aber auch diese Zeit eilte für den Grafen zu schnell vorbei; und schwer, sehr schwer wurde es ihm, sich von diesem trefflichen Reisegefährten zu trennen. „Begeben Sie sich gerades Weges wieder nach Hause?“ fragte der Graf beim Abschied, — „gut, so sollen Sie wenigstens da noch einmal Nachricht von mir finden.“

Als der Pfarrer zu Hause kam, übergab man ihm einen Brief. Ein Fremder hatte ihn abgegeben. Er fand folgende Zeilen:

Würdiger, liebster Mann,

„Wenn die Tugend an und für sich selbst schön ist, wie viel reizender ist sie, wenn man sie da antrifft, wo sie ganz vorzüglich seyn soll! Diese Ueberzeugung bin ich ihrem Umgange schuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, so glaube ich fest, wenn die Tugend in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen wollte, so könnte sie keinen anständigern Posten wählen, als den Ihrigen, den Posten eines würdigen Geistlichen. Betrachten Sie Beiliegendes als eine Frucht der Gesinnungen, die Sie mir durch Ihr Beispiel eingestößt haben. Ich bin zu sehr von Verehrung für Sie eingenommen, um befürchten zu dürfen, daß sie meinen Absichten nicht die rechte Auslegung geben sollten. —“

In diesem Billet lag die Summe von 40
Luisd'or eingerollet, mit der Ueberschrift:

Dem würdigen Pfarrer
zu
eigenem Gebrauche.

Ohne das mindeste von dieser Summe für
sich anzuwenden, zeigte sie der unvergleichliche
Pfarrer dem Söldner an: und nachdem er die
völlige Ergänzung des Hausbaues und einiger
Nothdürftigkeiten für den armen Mann davon
bestritten hatte: so wandt' er den Rest zum An-
kauf einer Gewitterstange an, die er, zum Be-
sten des Dorfes, auf dem Gipfel der Kirche zu
Gutleuthen errichten ließ.

Die Kinder.

Zwei Kinder spielten einst hart an des Piko *) Fuß
Und faßten kühnlich den Entschluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mogten kaum zehn Schritt hoch seyn,
Da hörte man sie jauchzend schrein:
O welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

Es blies sich einer auf, und sprach:
Ich gehe der Gelahrtheit nach;
Ein andrer rief: vernehmt, daß ich nach Weis-
heit reise;
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,

*) Der Piko von Teneriffa ist der höchste
Berg in der alten Welt, auf der Insel Teneriffa,
ohnweit Afrika im atlantischen Meere.

So schrien sie: Menschen! seht uns an,
 Ich bin gelehrt, und ich bin weise!

Lichtwer.

Im Winter 1782.

Wie reich an Freuden
 Bist du, Natur!
 Wenn auf den Weiden
 Die Blumen scheiden,
 Wenn von der Flur
 Die Wonneföne,
 Wenn alle Söhne
 Des Lieds entflohn,
 Und nur der Ton
 Der heisern Krähe
 In unsrer Nähe
 Und aus dem Wald
 Das Jagdhorn schallt;
 Wenn Stürme brausen
 Und kühn und kalt
 Den lichten Wald
 Mit Grim durchsausen;
 Wenn Flüsse stocken,
 Wenn starrt das Meer;
 Dann taumeln Flocken
 Von oben her,
 Und hüllen stille
 In Silberhülle
 Die traute Flur;
 Dann glänzt die Sonne
 Von oben drauf,
 Und neue Wonne
 Geht uns dann auf.

Natur! Natur!

O wie so milde,

O wie so reich
 Und immer gleich
 Dem Mutterbilde! —
 Die Luft, wie rein!
 Die Flur, wie stille!
 Die Silberhülle,
 Wie zart, wie fein! —

Seht, Nebel decken
 Das Angesicht
 Der Sonne; schrecken
 Uns aber nicht.
 Zwar ist zu schauen
 Auf Busch und Auen,
 Im weiten Thal
 Kein warmer Strahl! —
 Doch Wolken thauen
 In Nebelduft
 Aus dicker Luft
 Auf Busch und Auen,
 Und überdecken
 Mit Silberflur
 Gebüsch und Hecken
 Und Kraut und Rohr.

O welch Gemische!
 Seht, Bäum' und Büsche
 Von Zweig zu Zweig
 Einander gleich.
 Du, stolze Fichte,
 Hast nichts voraus;
 Im Silberlichte
 Lacht schön und fraus
 Das Dornesträucher,
 Und selbst die Eiche
 Glänzt schöner nicht,
 Im hohen Licht,
 Als mir zu Füßen
 Das kleinste Moos. —

Natur, so fließen
 Auf Klein und Groß
 Aus deinem Schooß
 In reicher Fülle
 Die edlen Gaben;
 Und wer da will,
 Darf dran sich laben;
 Und wessen Herz
 Von bitterm Schmerz
 Von düsterm Harm
 Nur frei, und warm
 Für Schönheit ist,
 Auf den ergießt
 In milden Bächen
 Dein reicher Quell
 Sich spiegelhell;
 Und zu dem sprechen
 Von ewger Güte
 Des Frühlings Blüte,
 Des Winters Schnee,
 Die starre See,
 Die hohen Thürme.
 Von Eis, die Stürme,
 Der Sonne Licht,
 Des Mondes Schimmer;
 Und alles spricht:
 O, zweifelt nimmer
 An Gottes Liebe,
 Und nimmer trübe
 Den Quell der Lust
 In eurer Brust
 Unweise Erdenliebe.
 Sey denn, mein Herz,
 Von niedrer Lust,
 Von eitlem Schmerz,
 Von Leidenschaft,
 Die alle Kraft

Der Seele nimmt,
 Mein — und gestimmt
 Zu bessern Freuden,
 Die nimmer scheiden,
 Die, hier genährt,
 Uns ungestört
 Die Ewigkeiten
 Sindurch begleiten.

Karoline Andolphi.

Die Reise durchs Leben.

Ein Wandrer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte.

Wie er nun so unentschlossen da stand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte ihn, wo er hin wollte? Der Wandrer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte.

Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolltes hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Vertrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch

Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebne, außer wenn man gerade vor sich hin sahe, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

Ach wie schön, rief der Wanderer voll Entzückung aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!

„Siehst du in der Ferne jenen Hügel?“ antwortete der Greis; „der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.“

O der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wanderer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar mühsam nicht seyn, weil es nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an etwas unebner und rauher zu werden, wie er im Anfang war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlorh sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürrn steinigten Erdreich wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher hierauf, und fing schon an, ihre brennenden Stralen senkrecht herab zu schießen. Indes näherten sie sich auch dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schritt zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden; und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil

es doch bei dieser brennenden Sommerhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen?

„Hier geht gleich ein Weg ab,“ sagte der Greis, der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählt, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du jetzt auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!“

Der Wanderer trauete seinem Führer, und folgte ihm.

Wie sie an den Berg hinan kamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, wie es ihnen vor kurzem noch erschienen hatte. Demohngeachtet wollte sich der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

„Sei nur gefroßt, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus den Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!“

Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dacht er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herum zog, immer weiter von der rechten Straße abgieng, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von

diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihn von diesem Wege abgerathen hatte.

Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher, als der andere war.

„Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken,“ sagte der Greis, „und denke, daß wir uns nur darinn erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können: denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.“

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genuß ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun gieng ihre Reise gut von statten, auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, so bald die Sonne aufgieng, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche giengen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehblichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebne hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen, allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber giengen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke, welche alle Augenblicke herab zu stürzen droheten!

Der Wanderer stieg an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch: die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wanderer ein recht volles Vertrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen.

Eines Tages war es so heiter Wetter, und alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurück gelegt, und giengen nun auf einer grünen Ebne, wo sie von einer sanften Lust umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirn abtrocknete.

Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: „sey getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dich versiehst, sind wir in unsrer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon

auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit ofnen Armen zu empfangen.“

„Aber zittre nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!“

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers mutbig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwand, da konnt' er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch.

Plötzlich gieng eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden.

Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetroffen. Bis jezt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten.

Nun seyd ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen

und euch entschliessen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wohl das Ziel, wornach ihr alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr sucht, und der einzige Endzweck eurer Reise.

Wenn ihr also dies Ziel verfehlen solltet, was würde euch denn wohl noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung?

Der einzige Weg aber zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes glänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes gedenken sollt?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wandrer; er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben, durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt und die Gebote Gottes aufs genaueste beobachtet; so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung, dafür, daß ihr seine Gebote haltet, beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmal ist.

Denn ein Wandrer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu gefallen, damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts Unangenehmes im Leben zu erfragen hättet.

Wenn ihr also jezt gleich noch wenig Unge-
mach erlitten habt, so stellt euch doch nicht vor,
daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon
befreiet seyn werdet. Macht euch vielmehr schon
früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühselig-
keiten des Lebens gefaßt, damit ihr das Vertrau-
en auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unver-
muthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle,
und daß ihr vollkommen glücklich seyd; wenn die
ganze Natur um euch lächelt, und alles Freude
athmet: so stellt euch dies Leben nicht zu reizend
vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den
der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher
nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu
einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer
Weg durch dies Leben zuweilen auch etwas rauh
und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seyd,
oder Schmerzen empfindet, so erfragt es stand-
haft, und denkt, der Weg ist nun einmal nicht
anders.

Und wenn ihr euch denn bewußt seyd, daß
ihr Gottes Gebote beobachtet, so seyd ihr auch
gewiß, daß das Gott ist, der euch führt, und
daß er den Weg zur Glückseligkeit gewiß besser
weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seyd,
so müßt ihr das Uebrige, was eure künftigen
Schicksale anbetrifft, völlig Gott überlassen, und
euch darüber weiter keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch
ihr euch künftig einmal eure Nahrung erwerbt,
so stellt euch das ja nicht zu leicht und unbedeu-
tend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der
immer größer wurde, je näher der Wanderer
heran kam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie er ihnen noch vor kurzem erschienen hatte.

Läßt also den Muth nicht sinken, denn so bald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von statten, als man es vermuthet hatte.

Läßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Ereises, — als er zu dem Wanderer sagte: mancher ist schon um diesen Berg gegangen; allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat; und eben so wenig kann man auch jemals recht vergnügt seyn, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzuoft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte; sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist.

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet; dann gehts schon wieder bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so mühsig den Berg hinan steigt, und fleißig und arbeitsam seyd in eurer Jugend, dann denkt auch an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst

noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt.

Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seyd, so wird man euch in eurem reifern Alter wegen eurer Geschicklichkeit lieben und hoch schätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernsten.

Scheuet also ja keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt!

Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmal in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen, sie stöhr't mich nur in meinem ernstigen Fleiße? Und die Freude sagte wieder: was hab' ich mit der Mühe zu schaffen, sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß?

Sie fingen also beide an für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, stöhr'e mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darnieder sinke! Das will ich wohl thun, sagte die Freude, wenn du auch zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüssig werde; denn ich sehe doch wohl, daß wir eine ohne die andere nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander; und seit der Zeit sind sie immer die vertrauesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie beide aufnehmen, oder auf beide Verzichtsthun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Morig.

Erfahrung macht klug ,
aber nur , wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben giengen spaziren , und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß , die sie theilen wollten.

Der Eine eröffnete sie , und ließ dem Andern die Wahl , ob er das Innere , oder das Aeußere haben wollte? Das Aeußere! rief der Andere , welcher noch niemals eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt , was er verlangte ; fand aber zu seinem großen Misvergnügen , daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andermal will ich klüger seyn , sagte der Knabe ; und so giengen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten und fanden eine reife Abrikose ; die ihnen gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war ,

Diesmal , sagte der Knabe , der sich vorher die Nußschale gewählt hatte , bekomme ich das Inwendige , und du das Aeußere !

Gut , antwortete sein Gefährte ; nagte das Fleisch der Abrikose ab , und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen , fand aber , daß er sich von neuem betrogen habe.

Man sieht hieraus , daß die Erfahrung nur dann nützt wann man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht.

Der Frühling.

Erwacht zum neuen Leben
Steht vor mir die Natur :

Und fauste Lüfte wehen
 Durch die verjüngte Flur!
 Empor aus seiner Hülle
 Drängt sich der junge Salm;
 Der Wälder öde Stille
 Belebt der Vögel Psalm.

O Vater, deine Milde
 Fühlt Berg und Thal und Au;
 Es grünen die Gefilde,
 Beperlt vom Morgenthau;
 Der Blumenweid' entgegen
 Blüht schon die Heerd' im Thal,
 Und in dem Staube regen
 Sich Würmer ohne Zahl.

Glänzt von der blauen Beste
 Die Sonn' auf unsre Flur,
 So weihst zum Schöpfungsfeste
 Sich jede Kreatur:
 Und alle Blätter dringen
 Aus ihrem Keim hervor:
 Und alle Vögel schwingen
 Sich aus dem Schlaf empor.

Die Flur im Blumenkleide
 Ist, Schöpfer, dein Altar;
 Und Opfer reiner Freude
 Weihst dir das junge Jahr.
 Es bringt die ersten Düfte
 Der blauen Beilchen dir:
 Und schwebend durch die Lüfte
 Lobsingt die Lerche dir.

Ich schau ihr nach, und schwinde
 Voll Dank mich auf zu dir.
 O Schöpfer aller Dinge,
 Gesegnet seyst du mir!

Weit über sie erhoben,
 Kann ich der Fluren Pracht
 Empfinden; kann dich loben,
 Der du den Lenz gemacht.

Lobsing' ihm, meine Seele,
 Dem Gott, der Freuden schafft!
 Lobsing' ihm und erzähle
 Die Werke seiner Kraft!
 Hier von dem Blüthenhügel
 Bis zu der Sterne Bahn,
 Steig' auf der Andacht Flügel,
 Dein Loblieb himmeln an.

Sturm:

Der Straus und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte Geschlecht;
 Die Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
 Und setzten, als sie sich in Sicherheit sahn,
 Zum Reichstag den ersten des Maimonats an.

Kaum wichen die Schatten dem steigenden
 Lichte,

Kaum zeigte sich Phöbus *) mit heiterm Gesichte,
 Als tausend Geschlechter vom bergigten Hain
 Erschienen, um bei der Versammlung zu seyn.

Es ließen sich Adler mit Kränich und Pfauen;
 Es ließen sich Geier und Habichte schauen;
 Drauf kamen die Reiger, der reinliche Schwan,
 Die Kropfgans, der Falke, der indische Hahn.

Die Sperber, die Raben, der Kukuk, die
 Störche,
 Und endlich die Kleinen, darunter die Lerche;

*) Die Sonne:

Der Sempel, die Wachtel, der schwäzige Staar,
Der Zinke, der Grüniz, die Nachtigal war.

Wer mögte die mancherlei tausende kennen?
Wer könnte die mancherlei tausende nennen?
Das Heer des Geflügels, so selbigen Tag
Zusammen von Reichswegen kommen seyn mag?

Es ward auch bei solcher unzähligen Menge
Beinahe der Raum der Versammlung zu enge,
Schnellst erhob sich ein plötzlich Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Reisender sey;

Der doch seinen Stand nicht bescheinigen
könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich machten sich einige Vögel hinaus,
Und fragten den Reisenden eigentlich aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Unwillen
hören,
Will man einem Reichsstand den Zutritt ver-
wehren?
Verlangt man von Straußen unnöthigen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? befehlt mich mit Fleiß.

Mein Ursprung berechtigt mich Federn zu
fragen,
Was brauch' ich von Schnabel und Klauen zu
sagen?
Ich habe ja Flügel, dies schützt mich genug.
Verwarf man den Vogel, der Stille frug?

Die Vögel versetzten nach kurzem Bedenken,
Du gleichst einem Vogel, das will man dir
schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht eher geschehn,
Als bis wir zum Himmel dich fliegen gesehn.

Denn das ist kein Vogel, des muntere
Schwingen
Empor von der Erde zur Wolke nicht dringen,
So sagten die Vögel dem trozigen Straus,
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus,

Und gieng von den Vögeln zum Reiche der
Thiere.

Was helfen dem Edelmann Helm und Paniere,
Was nützen ihm Feder und Wapen und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?

Lichtwer.

Die vermeinte Gefahr.

Eine Fabel.

D Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was giebst für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja vor Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch
retten kann!

Ach liebe Mutter, ach! für unerfahrene Kinder,
Wie ich, ist's gut, sie bleiben hübsch zu Haus,
Und fliegen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht', ich war dem Tode nah.

So, Liebchen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So geh's, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Laß' in ihren Pfoten fest?

„Ach nein, Mamachen, - doch ein bischen
klüger,
Als ihr mich machst, glaub' ich wohl noch zu seyn;
Wahr

Wahr ist es, ich bin jung und klein:
 Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
 Das sollen sie wohl bleiben lassen. „

„Nun ja, so gieng auf deiner Reise
 Der Habicht auf dich los — — —

„Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin
 ich zu weise,
 Ihn fürcht' ich nicht, ist er gleich groß. „

„Was war es denn? so rede, Schwäzerin!
 Daß ich doch weiß, woran ich bin. „

„Ach Mutter, ja ich wills erzählen,
 Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
 Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich
 Thier;

Es war ein Vogel, größer kam er mir
 Wohl tausendmal als eine Henne vor.
 Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
 Konnt' ich nicht sehen, weil er saß — — —
 Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
 Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.

Anfänglich wußt' ichs nicht, und setzte mich
 Auf einen seiner Flügel hin zu spielen.
 Allein, wie bebt' ich; denn er mußte es fühlen,
 Und regte sich auf einmal. Fürchterlich
 Schwung er hierauf die Flügel, daß es sauste,
 Und wie der Donner um mich brauste.
 Ich flog, und sah mich ja nicht um! „

„Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
 Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
 Spott'st du, und Dinge, die nicht können schäd-
 lich seyn,
 Maschinen, nur von Holz und Stein,
 Ersrecken dich? Ich wills dir offenbaren,

Dein Vogel war, du dummes Kind!
 Ein bloßes Haus; ich zeig dir morgen deren viele,
 Die Flügel, die daran befestigt sind,
 Bewegen sich bloß durch den Wind,
 Die Menschen nennens eine Mühle. „

* * * * *

Dem Säubchen sind die Kinder gleich,
 Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
 Sich für sehr große Selden achten,
 Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
 Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rock,
 Vor einem hölzernen Perückenstock,
 So hurtig, wie sie können, fliehen. — — —

Ihr, die ihr solche Selden seyd,
 Lauft doch auf einmal nicht so weit,
 Und habt, bitt' ich, die Güte, die
 Um bessere Nachricht einzuziehen,
 Euch etwas vorwärts zu bemühen.

L i e d.

Melodie: Befiehl du deine Wege u.

Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon:
Es glänzten Berg' und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erden = Tag
Ins Dunkle, wo verborgen
Der Ungebohrne lag;
Noch sang der Vogel keiner
Mir seinen Liebes = Ruf;
Doch er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mich ins Leben,
Er weihete mich zur Lust,
Zum ersten Wonne = Leben
An meiner Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßte ich sie mit Weinen,
 Und schwieg in ihrem Schooß;
 Sah Mond und Sonne scheinen,
 Und Treue zog mich groß.
 Mit Gottes Segen krönte
 Sich Anger, Busch und Feld;
 Mein Lobgesang erkönte
 Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,
 Der Morgen wieder graun:
 Wo Gottes Lüfte wehen,
 Da will ich sicher traun;
 Und wenn ich schlafen werde
 Die zwote kurze Nacht,
 Dann wird in seiner Erde
 Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
 Mein Grab, o Vater, dir;
 Es preisen deine Güte
 Die Vögel über mir:
 So wie am Mutter-Herzen
 Ein Sohn der Freude liegt,
 So lieg' ich sonder Schmerzen,
 Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
 Mag Erden-Weisheit nicht;
 Jedoch bei dir ist Leben,
 Ist Liebes-Kraft und Licht.
 Du siehst der Schöpfung Enden!
 Und was dich Vater heist,
 Das ruht in deinen Händen:
 Empfange meinen Geist!

Jacobi.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Kapitain Douglas, ein tapferer schottischer Offizier, spielte in einem Kaffeehause zu Paris Trikktrak mit einem seiner vertrauten Freunde. Viele französische Offiziere standen, als Zuschauer, dabei

Es erhob sich ein Streit über einen Wurf, und Douglas sagte lustiger Weise, ohne daran zu denken, was er sagte: O lauter Schnickschnak!

Auf einmal entstand ein Gemurmel unter den Zuschauern; sein Gegner hielt sich für beschimpft, weil man diesen Worten die Bedeutung geben konnte, daß er ein Lügner sey; er ergriff also im Zorn den Becher und schlug Douglas auf den Kopf.

Raum hatte er dies gethan, als er seine Uebereilung fühlte, und die schrecklichen Folgen davon für sich und seinen Freund ihm aufs Herz fielen. Von Schaam und Reue betäubt, saß er, sah auf die Erde, ohne zu erwarten, wozu seines Freundes Empfindlichkeit ihn bewegen würde.

Douglas schwieg einige Augenblicke, indes aller Augen erwartungsvoll auf ihn geheftet waren. Dann wandte er sich zu den Zuschauern, und sagte:

„Sie erwarten vermuthlich, daß ich nun diesem unglücklichen Manne den Hals brechen werde; allein ich weiß, daß er von einem grau-samern Schmerze gefoltert wird, als ihm mein Degen verursachen könnte. — Umarme mich, Freund, und sey mit dir selbst ausgesöhnt! Aber der solls mir mit dem Leben büßen, der unter ihnen, meine Herren, eine Silbe gegen meine Ehre sich verlauten läßt!“

Bravo! Bravo! rief ein alter Ritter vom Ludwigsorden, der dicht hinter ihm stand. Das Gefühl der wahren Ehre bekam über die Sitten der Franzosen die Oberhand, und im ganzen Zimmer erkönten lauter Bravo! Bravo!

Alle fühlten Douglas Großmuth; und kein Mann von ächten Grundsätzen der Ehre wird diese Anekdote ungerührt lesen, oder läugnen, daß unendlich weniger Herz dazu gehört, sich zu duelliren, — als einen Duel auszuschlagen.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Der junge Perser.

Dem vielgeliebten Prinzen L * * * in B * *
von dem Herausgeber gewidmet.

Cyrus. Artaxes. Söflinge.

Cyrus.
Schäme dich, Prinz! — wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine Stunde, betrauern! — Es giebt der Westrennen mehr. Im heutigen warst du der zweite vom Ziel; im nächsten wirst du der erste seyn.

Artaxes. Wie! so lange der Jüngling mitkämpft, der heute siegte; und kämpft er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erbeuten übrig? — Ach! wie pfeilschnell sein Roß dahin flog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke: sehe den Edelmuth in der bescheidenen Miene, und die stille Größe, mit der er den Lorbeer hinnahm, und mich zum zweitenmal besiegte.

Cyrus. Recht so! du bist Cambysens *)
 Bester! (er umarmt ihn) Ueberwundner, du bist
 mir werther, als ein Feldherr, der mir seinen
 Sieg zu melden kommt! — Schon der thut viel,
 der unpartheiisch die äusserlichen Vorzüge seines
 Gegners lobt; doch der, der selbst die Seele an
 ihm zu rühmen vermag, muß einer der wenigen
 Edlen in der Menschheit seyn. — Ich mögt ihn wohl
 kennen, den Mann, der über dich gestiegt.

Ein Höfling. Das kannst du, Monarch,
 so bald du willst. Ich hab' ihn nur noch eben
 iht vor deinem Gezelt gesehn.

Cyrus. Nun wohl! so ruf ihn. (Höfling ab.)
 (Artaxes tritt hinter Cyrus Stuhl.)

Cyrus. Wo willst du hin, Bester?

Artaxes. Mich hinter dir verbergen, da-
 mit er die Schaamröthe auf meiner Wange nicht
 sehe.

(Höfling tritt mit dem jungen Soldaten herein.)

Höfling. Hier ist er, Unüberwindlicher.
 Ich fand ihn unter einem Haufen Kameraden,
 unter die er die tausend Goldstücke austheilte,
 die der Preis des Wettrennens waren.

Cyrus. Das thatest du? Und warum?
 Ich selbst hatte sie ausgesetzt: Verschmähst du
 mein Geschenk?

Soldat. Wer könnte das? Es war unend-
 lich mehr, als ich verdiente; aber ich hielt den
 Besitz von diesem da (indem er den Lorbeerkranz
 empor zeigt) schon für ein so wichtiges Gut, daß
 ich Bedenken trug, von dem wandelbaren Glü-
 cke zwei solche Geschenke an einem Tage anzu-
 nehmen. Zudem — — (er hält inne.)

Cyrus. Warum gestobt? Rede frei her-
 aus!

*) Cyrus Vater.

Soldat. Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward mir. Sollt' ich meinen Mitbüdern nicht das gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte?

Cyrus. Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es viele in Persien giebt, die so reden und so denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wohl das Kopf, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben.

Soldat. Für keinen.

Cyrus. (Halb lächelnd.) Auch für keine Herrschaft?

Soldat. Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würd' ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes. (Hervorstürzend, und mit offenen Armen auf ihn zuwendend.)

Edler Jüngling! laß mich den seyn! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Soldat. Wie gerne, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht; du bist —

Artaxes. Und was; Prinz vielleicht? Zu hoch für dich? — Ha! nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Bucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst — Umarme mich!

Soldat. (Immer noch zurücktretend.) Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter; immer noch unendlich über mich erhaben. Ueberdies — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz seyn. Noch bin ich nur selten Herr über mich; wie sollt' ichs über Andere.

Cyrus. (Steigt vom Thron.) Ich Armer! Hab' ich in allen meinen Schätzen wohl eine Kost-

barkeit, die eine Denkungsart, wie diese, belohnete? Die ich einem Jüngling, wie dem, anbieten dürfte? — Krieger, du fichtst künftig neben mir in den Schlachten, und bald als Feldherr, auch ohne mich; das bittet Cyrus. Und mich und Artaxen zu umarmen, bestiehl dein König. (Er thut.)

Soldat. (Zu Cyrus.) Mein Dank hat keine Worte. (Zu Artaxen.) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. Sie hier die Probe. (Er theilt den Lorbeerkranz.) Er sey zur Hälfte dein. Du warst der nächste nach mir am Ziele.

Meißner.

Der Morgen.

Den 3ten May, 1781.

Er kommt, er kommt in seiner Pracht!
Empfangt ihn, Menschen, o erwacht!
Erwacht vom Schlaf, daß ihr ihn seht,
Wie Heil und Leben aus ihm geht.

Mit Segen ist er angethan,
Und Lust bezeichnet seine Bahn:
Des dankt ihm feiernd die Natur.
Ein Jubel ist die weite Flur.

Ihm glänzt sein strahlend Angesicht;
Sein Frühgewand ist Purpurlicht,
Sein Flügel kühlt die stille Luft,
Sein Athemhauch ist Blüthenduft.

Er kommt von seinen lichten Höh'n:
Ich will ihm froh entgegen gehn,
Will schmücken Seel' und Angesicht,
Gleich ihm, mit unbewölktem Licht.

Er kommt, es säuselt vor ihm her
 Der West von Blumendüften schwer.
 Der Vogel lautes Jubelchor
 Schwingt sich zu seinem Licht empor.

Woher bist du, im Lichtgewand?
 Wer sandte dich? sprich, wessen Hand
 Hat dich mit Schönheit angethan?
 Wer streut mit Rosen deine Bahn?

Von Ihm bist du herabgesandt,
 Hoch aus des Segens Vaterland,
 Von Ihm, des Freude Wohlthun ist,
 Der rund mit Segen uns umschließt.

Von seiner Vaterliebe spricht
 Dein Säuseln und dein Purpurlicht,
 Dein Blüthenhauch, dein Lustgesang,
 Und meiner Seele innrer Drang.

Ihn preiß' auf dieser Morgenstur
 Der laute Jubel der Natur
 Ihm sey auch dieser heisse Drang
 In meiner Brust ein Morgendank.

Karoline Rudolphi.

Einige Nachrichten von den Neger-
 sklaven in Guinea, und von ih-
 rem Zustande in den amerikani-
 schen Kolonien der Europäer.

Wann wird doch die Zeit kommen, daß die
 Menschen alle menschlich werden, und wieder an-
 knüpfen die heiligen Bande der Bruderliebe,
 welche Ehrgeiz und Habsucht zerrissen haben?

Das weißt nur du, allweiser und allgütiger Weltregierer, der du allen Dingen, in deinem unerforschlichen Rathe, ein Ziel gesetzt hast und das Böse zulassest, um Gutes daraus entspringen zu lassen. Uns geziemt es, zu harren und — zu schweigen.

Mit diesem Seufzer sah ich oft gegen Himmel, da ich einige neuere Nachrichten von dem noch immer fortdauernden unmenschlichen Verfahren einiger Europäer gegen unsere schwarzen Brüder las, welche ihrer grausamen Herrschaft unterworfen sind. Es ist schrecklich, und übersteigt beinahe allen Glauben, was uns die Reisebeschreiber in ihren Tagebüchern noch immer einmüthig davon berichten.

Ich will euch, liebe junge Leser, etwas davon erzählen, woraus ihr mit Schauern sehen werdet, daß das von Natur so milde und gutmüthige Geschöpf, Mensch genannt, nach und nach dem grausamsten wilden Thiere ähnlich werden könne, wenn es nicht von Jugend auf sorgfältig bewahrt wird, daß keine unfreundliche, harte und lieblose Gesinnungen sich in sein Herz schleichen.

Hier ist ein Auszug aus den neuesten Nachrichten von dem schändlichen Sklavenhandel auf der Küste von Guinea, und von dem Zustande der armen schwarzen Sklaven in den amerikanischen Kolonien der Europäer.

Das Eigenthumsrecht einiger Menschen über andere ist in Guinea allgemein eingeführt: doch mit der Einschränkung, daß keiner seine Leibeigenen verkaufen darf, wenn sie nicht entweder als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen, oder ihm zur Vergütung irgend eines erlittenen Unrechts von einem andern Signer geschenkt worden sind.

Dies Gesetz, welches zum Besten des gebohrnen Sklaven gemacht zu seyn scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Vaterlande bleiben könne, wird auf mannigfaltige Weise durch List vereitelt. Diejenigen Eigner, welche Lust haben, ihre Sklaven an Europäer zu verkaufen, bereden sich, erdichten irgend eine zwischen ihnen entstandene Streitigkeit, führen zum Schein einen kleinen Krieg mit einander, worin der eine seine Sklaven von dem andern zu Kriegsgefangenen machen läßt, oder auf den man einen Frieden schließt, worin der Eine dem Andern zur Vergeltung für das erdichtete Unrecht eine gewisse Anzahl Sklaven abtrifft. Mit diesen kann dann jeder machen, was er will.

Die kleinen Könige in Guinea führen aus eben dieser abscheulichen Ursache fast beständig Krieg mit einander; und so viel Leute ein jeder darin fängt, so viel verkauft er in die Sklaverei. In einer gewissen Entfernung von den Küsten befinden sich Herren, die um die Dörfer herum alles, was man daselbst antrifft, auffangen und entführen lassen.

Man wirft die Kinder in Säcke, den Männern und Weibern legt man einen Knebel an, um ihr Geschrei zu ersticken. Werden diese Käufer selbst von andern aufgefangen, und wird dann derjenige, der sie ausgesandt hat, zur Rechenschaft gezogen, so läugnet er, daß es auf seinen Befehl geschehen, und zum Beweise, daß dem wirklich so sey, läßt er diejenigen, die er zum Menschenraube ausgesandt hatte, selbst an die Schiffe führen und daselbst verkaufen.

Von den Küsten, wo dieser abscheuliche Gebrauch mit Menschen zu handeln, zuerst entstand, hat er sich nach und nach auf einige hun-

dert Meilen weit in das Innere von Afrika verbreitet. Der Transport von da bis zu den Schiffen, auf denen diese Unglücklichen fortgeführt werden, geschieht auf folgende Art:

Die Sklavenhändler thun sich in Gesellschaften zusammen, um eine einzige große Karavane auszumachen. Jeder Sklave ist mit so vielem Wasser und Lebensmitteln beladen, als er in den dürrn Sandwüsten, welche man durchreist, zu seinem Unterhalte nöthig hat. Um aber dem Entlaufen vorzubeugen, hat man folgende sinnreiche Grausamkeit erdacht:

Man steckt den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel, acht bis neun Schuh lang. Diese Gabel wird mit einem umgeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, welcher von sehr schwerem Holz ist, hängt vorn herunter, und hindert den, der daran befestiget ist, dermaßen, daß er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann.

Will man sich nun aber mit ihnen in Marsch sehen: so werden die Sklaven alle hinter einander in eine Linie gestellt. Dann befestiget man den Stiel jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern bis an den Ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Auf diese Weise wird es jedem unmöglich gemacht, sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Und nun vernehmt, ihr mitleidigen jungen Herzen, wie groß die Anzahl derer sey, welche auf diese Weise jährlich in die grausamste Sklaverei gerathen. Im Jahr 1768 sind aus Afrika überhaupt über 100,000 Sklaven gegangen. Davon kauften

Die Engländer für ihre Inseln	—	53100
Ihre Kolonisten im nördlichen Amerika		6300
Die Franzosen	— — — — —	23500
Die Holländer	— — — — —	11300
Die Portugiesen	— — — — —	8700
Die Dänen	— — — — —	1200

Das macht zusammen — 104100

Ein guter Theil dieser Unglücklichen stirbt gemeiniglich schon während der Ueberfahrt nach Amerika, weil sie auf den Schiffen, in engen Räumen, wie das Vieh, das man zu Markte führt, zusammen gepackt werden. Alle Jahre werden freilich nicht völlig so viel ausgeführt; aber im Durchschnitt kann man doch die Zahl derselben jährlich wenigstens auf 60000 rechnen. Für jeden Sklav bezahlt man jetzt in Guinea 79 Rthlr. Afrika empfängt also jährlich für verkaufte Menschen 4,840,000 Rthlr.

Nichts ist abscheulicher, als die Lebensart, wozu diese armen Schwarzen in Amerika verdammt sind. Ihre Wohnungen bestehen in engen, unbequemen und ungesunden Hütten. Ihr Bett ist eine Hürde, die eher ihren Leib zerbrechen, als ihm zur Ruhestätte dienen kann. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen ihren ganzen Hausrath aus. Einige Lappen von grober Leinwand, die einen Theil ihrer Blöße decken, schützen sie weder vor der unerträglichen Tageshize, noch vor der gefährlichen Kühle der Nacht. Sie kriegen mit den unreinsten Thieren einerlei Speisen, und auch hiervon kaum genug, um ihr elendes Leben kümmerlich hinzuhalten.

Bei diesem Mangel an allem wird der unglückliche Neger in einem brennenden Klima unter der Peitsche unempfindlicher Dreiber zu be-

ständiger Arbeit verdammt. Nach Sonnenuntergang ruhen alle Thiere von ihrer Arbeit aus; nur der unglückliche schwarze Mensch darf dieses nicht hoffen, die seinigen werden nur verändert. Bei einbrechender Nacht muß er kleinere Arbeiten verrichten, worunter seine Geduld gänzlich ermüdet, nachdem des Tages Last bereits alle seine Kräfte erschöpft hat.

Diejenigen Kolonisten, die viel Land haben, geben ihnen gemeiniglich etwas Acker, worauf sie ihren Lebensunterhalt selbst zu gewinnen sich bestreben müssen. Aber zur Bearbeitung desselben verwilliget man ihnen in vielen Gegenden nur einen Theil vom Sonntage, und die wenigen Augenblicke, die sie an andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen können. In andern Gegenden verwilliget man ihnen einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten, oder Plündern in den benachbarten Wohnplätzen so viel zu gewinnen, als sie die Woche hindurch zu ihrem Unterhalte nöthig haben.

Zur Rechtfertigung dieser unerhörten Grausamkeit haben die Weißen das Vorurtheil verbreitet, die Schwarzen wären nicht wie andere Menschen; durch vernünftige Vorstellungen ließe sich nichts mit ihnen ausrichten; sie hätten weder Zuneigung, noch Gefühl; man müsse sie also wie das Vieh behandeln. Wie unwahr dieses aber sey, das beweisen diejenigen unter ihnen, welche so glücklich sind, vernünftige Herren zu haben, die menschlich mit ihnen umgehen. Diese geben häufig die bewundernswürdigsten Proben ihrer Treue und Liebe. Ich will einige davon anführen:

Wie edel handelte nicht jene Negerin, als ihres Herrn Haus durch ein Erdbeben einstürzte! Diejenigen, welche darin waren, bemerkten die

Gefahr frühzeitig genug, um noch vor dem gänzlichen Einsturz herauspringen zu können. Auch die Negerin hätte sich auf diese Weise retten können, aber dann hätte sie ein kleines Kind ihres Herrn, bei dem sie Amme war, zurücklassen müssen. Aber dies zu thun, war ihr unmöglich. Großmüthig wollte sie lieber ihr eigenes Leben opfern, als das Leben des Säuglings in Gefahr lassen. Sie bedeckte ihn also mit ihrem Körper, und fing mit unglaublichem Muthe alle herabfallende Trümmern des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; sie selbst aber ward wenige Tage darauf ein Opfer ihres edelmüthigen Herzens.

Wie standhaft liebte nicht jener junge Neger seinen Herrn! Er sah ihn, auf Befehl des Gouverneurs, als Gefangenen, einschiffen. Allen Bedienten desselben war verboten, ihn zu begleiten. Was that hierauf der treue junge Sklav? Er ließ sich in eine Matraße einnähen, und betrog die Aufmerksamkeit der Wache, indem er sich so, als ein Paket, an Bord des Schiffes bringen ließ.

Ein englisches Fahrzeug, das im Jahr 1752 nach Guinea handelte, ward genöthiget, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray war der Name desselben. Während dem Aufenthalt dieses Mannes am Lande kam ein holländisches Schiff an eben dieselbe Küste. Dieses erlaubte sich die Ungerechtigkeit, einige Schwarze, welche an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln zu legen, und machte sich darauf mit dieser Beute schleunigst davon.

Voller Erbitterung über diese grausame Ungerechtigkeit liefen die Freunde und Verwandte
dre

der Geraubten zu dem Wirth des Murray, um Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten. „Was wollt ihr?“ fragte der Wirth, indem er sie auf der Schwelle seines Hauses zurückhielt. „Den Weissen, der bei dir ist,“ schrien sie; „er muß todtgeschlagen werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder entführt!“ Aber der edelmüthige Wirth antwortete:

„Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren; tödlet sie, wenn ihr sie findet. Aber derjenige, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; er ist mein Freund; mein Haus ist sein Kasteel; ich bin kein Soldat, aber ich will ihn vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper schreiten. O meine Freunde, welcher rechtschaffene Mann würde wohl bei mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen besetzt würde?“

Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie gingen, beschämt über die Absicht, mit der sie gekommen waren, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie lieb es ihnen wäre, daß sie an der Vollbringung eines Verbrechens wären gehindert worden, welches ihnen immerwährende Gewissensbisse verursachen würde.

Nun nur noch ein Beispiel dieser Art, und zwar unter allen das bewundernswürdigste. Ein portugiesischer Sklav, der sich selbst aus der Sklaverei befreiet hatte, und in die Wälder geflüchtet war, erfuhr, daß sein alter Herr wegen eines ihm schuldgegebenen Mordes in Verhaft genommen sey, und am Leben bestraft werden sollte. Plötzlich wachten in ihm Empfindungen der großmüthigsten Liebe auf, welche sein Herz

mit ungewöhnlichem Heldenmuthe entflammten. Er lief zurück nach dem Orte, wo sein Herr gefangen saß; hier erschien er vor Gericht und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln gelegt war. Seine sinnreiche Großmuth wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn los ließ, und ihn selbst zum Tode führte.

Wenn's unter uns Europäern und Christen einmal einem nicht recht nach Wunsch geht, mit welchen Klagen und Vorwürfen muß da nicht oft der Himmel sich bestürmen lassen! Der unglückliche und bescheidene Neger hingegen läßt der göttlichen Regierungen mehr Gerechtigkeit widerfahren, und mißt sich selbst die Schuld von seinem Leiden bei. Er glaubt in seiner Einsicht, Gott habe anfangs Schwarze und Weiße mit gleichen Vorzügen erschaffen, und wenn er ja die eine von beiden Gattungen besser, als die andere, begabt hätte, so wären es die Schwarzen gewesen. Gott habe ihnen darauf zwei verschiedene Arten von Glückseligkeit gezeigt — Gold auf der einen, Künste und Wissenschaften auf der andern Seite. Die Schwarzen hätten das Gold gewählt; und zur Strafe ihres Geizes wären sie darauf verdammt worden, auf ewig Sklaven der Weißen zu seyn.

Dennoch erliegen sie häufig unter der Bürde ihres Elends! Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und aus Verzweiflung über ihren bejammernswürdigen Zustand fallen sie oft in eine tiefe und stumme Schwermuth. Alsdann erbenken sie sich entweder, oder fressen Erde, Kalk, Asche und andere Unreinigkeiten, und sterben endlich an einer unheilbaren Wassersucht. Dabei hegen sie die zuversichtliche Hoffnung,

nach ihrem Tode in ihr Vaterland, zu ihren Eltern, Freunden und Verwandten zurückzukehren. Ist es so weit erst mit ihnen gekommen, dann sind weder gütige Begegnung, noch Drohungen und Strafen im Stande, sie von dem Vorjaze, zu sterben, abzubringen. Der Wahn, ihre Freunde wieder zu sehen, überwiegt bei ihnen alle gewöhnliche Gegenmittel.

Ein englischer Major Trips, auf der Insel St. Christoph, fiel auf eine sonderbare Heilart dieser Heimsucht, die dem Uebel nicht angemessener seyn konnte. Fast alle Sklaven waren damit befallen; täglich erhenkten sich einige, in der Hofnung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben; und zuletzt faßten sie alle den einmüthigen Entschluß, in einer gewissen Nacht in die Wälder zu fliehen, und sich da in Gesellschaft zu erhenken, um zugleich zu ihren Vätern und Verwandten wieder versammelt zu werden.

Der Major erfuhr es; ließ gleich eine Menge Kessel und andere Geräthe, die in eine Zuckersiederei gehören, auf Wagen und Karren packen und eilte an den Platz hin, wo seine Neger sich eben zur Reise in die andere Welt fertig machten. Er näherte sich ihnen mit einem Stricke in der Hand, bat sie ganz ruhig, sich nicht stöhnen zu lassen; sagte ihnen, er sey entschlossen, sie zu begleiten, weil er in ihrem Vaterlande eine Zuckerplantage gekauft habe, wo er sie ungleich besser, als ihre Landsleute, brauchen könnte, die zu diesen Arbeiten noch nicht gewöhnt wären. Wären sie dann einmal da angelangt, wo gar keine Hofnung zu entfliehen mehr übrig sey: so würde er sie Tag und Nacht arbeiten lassen, ohne ihnen einen einzigen Ruhetag zu geben. Ueberdem würde er sich dort, wegen ihrer jetzigen strafbaren Absicht,

ihn zu verlassen, durch größere Beschwerliche-
Teilen und Drangsale, an ihnen zu rächen wis-
sen. Sein Aufseher, den er voraus geschickt,
habe sich schon aller derer, die entflohen wären,
bemächtigt und lasse sie bis auf seine Ankunft
mit Fesseln an den Füßen arbeiten.

Die Miene von Zuversicht, womit der
Major redete, die ankommenden Wagen mit
Kesseln und Geschir, ließen den Negern nicht
den geringsten Zweifel übrig. Sie sangen erst
an, leise mit einander zu reden, warfen sich
endlich zu des Majors Füßen, und versprachen
heiligst, nie wieder an die Rückkehr in ihr Va-
terland zu denken.

Er machte anfangs Schwierigkeiten; ließ
sich aber doch endlich durch seine weissen Bedien-
ten bereden, sie wiederum zu Gnaden anzuneh-
men; doch unter der Bedingung, daß, wenn
ein einziger sich erheben würde, er alle übrigen
durch denselben Weg ihm nachschicken wolle, um
sie in seiner Zuckerpflanzung in ihrem Vaterlan-
de durch stärkere Arbeiten zu strafen. Nach die-
sem Vorfalle fiel es keinem wieder ein, durch
Selbstmord zu seinen ehemaligen Freunden ge-
langen zu wollen.

Ein anderer Einwohner eben derselben In-
sel brauchte einen ähnlichen Kunstgrif, der eben
so gute Wirkung that. Er ließ nemlich allen
denen, die sich erhenkt hatten, Kopf und Hän-
de abhauen, und in einem eisernen Käfig, den
übrigen Negern zur Schau an einem Baume,
nahe an seinem Hause, aufhängen. Erhenken,
sagte er zu ihnen, mögten sie sich, so oft und
viel sie wollten; aber dann wollte er sie auch
ohne Kopf und Hände in ihrem Vaterlande ewig
herumirren lassen.

Die Negern zweifelten indeß nicht, daß die Verstorbenen Kopf und Hände abholen würden; weil sie glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ihre beerdigten Körper aus der Gruft heraus und mit in ihr Vaterland nähmen. Sie wunderten sich aber nicht wenig, da sie sahen, daß die abgehauenen Köpfe und Hände immer an demselben Orte blieben; und hörten auf, sich selbst zu erkennen, aus Furcht, verstümmelt bei den Ihrigen anzulangen.

Bedarf es mehr, als die klägliche Geschichte von den Drangsalen dieser unglücklichen Afrikaner zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein anderes Leben bevorstehe, in welchen die ewige Gerechtigkeit Gottes die Thränen der Unschuld in Freude verwandeln, und den Unterdrücker zur wohlverdienten Strafe ziehen wird?

O ihr jungen Freunde, denkt ja, so oft ihr Zucker genießt, an den beweinenwürdigen Zustand derer, durch deren Hände er zuerst gegangen ist! das wird euren Seelen besser thun, als der Zucker euren Magen.

Aber damit ich euch nicht mit den traurigen Vorstellungen, welche die Lesung dieses Aufsatzes in euch verursacht hat, von mir gehen lasse: so vernehmt nun am Ende desselben noch etwas recht Erfreuliches.

Gottlob! die Zeit scheint da zu seyn, daß unsere unglücklichen schwarzen Brüder, wo nicht ganz aus der Sklaverei befreit, doch wenigstens einer Erleichterung ihres Zustandes theilhaftig werden sollen. Schon ist ein glücklicher Anfang hierzu gemacht worden: und was läßt sich von der mildern Denkungsart unserer Zeiten nicht erwarten, so bald nur erst die guten Könige und Regenten, welche über das Schicksal dieser Unglücklichen zu gebieten haben, die bejam-

mernswürdige Lage derselben einmal recht be-
beherzigen werden! Hört, was bereits gesche-
hen ist, und hoft mit mir, im kurzen noch grö-
ßere und rührendere Schauspiele zu erleben,
welche der Menschheit zur Ehre gereichen werden.

In Nordamerika giebt es, wie ihr wißt,
ein Land, welches Pensilvania heißt. Dieses
Land ist, unter der Anführung eines gewissen
Pen, von einer Gesellschaft von Christen angebauet
worden, welche sich vornehmlich dadurch von an-
dern auszeichnen, daß sie als leibliche Brü-
der mit einander leben, alle Pracht und Ue-
ppigkeit zu vermeiden suchen und sich einer recht
großen Frömmigkeit befeißigen. Man hat die-
se Leute Quaker, das heißt, Zitterer, genannt,
und zwar aus folgender Ursache:

Sie haben unter sich keine eigentliche Geist-
liche, oder Prediger, sondern jeder von ihnen,
es sey Mann oder Weib, hat das Recht, in ih-
ren Versammlungen aufzutreten und über das-
jenige zu reden, was ihm für seine Brüder
wichtig zu seyn scheint. Sie haben dabei den
Glauben, daß Gott selbst ihnen dasjenige jedes-
mal eingebe, was sie vortragen sollen. Dieser
Glaube und der Eifer fürs Gute, der sie belebt,
erwärmt ihre Herzen dabei so sehr, daß sie un-
ter dem Reden oft an allen Gliedern zittern.
Seht da die Ursache, die ihnen den Namen zif-
terer zugezogen hat.

Vor einigen Jahren nun stand in der Ver-
sammlung dieser Quaker ein Mann auf, und
sing an, als wenn er wirklich begeistert wäre,
folgendermaßen zu reden:

„Wie lange, meine Brüder, werden wir
zwei Gewissen, zwei Maasse, zwei Wagen ha-
ben, die eine zu unserm Vorthelle, die andere
zum Elende unsers Nächsten, und die beide gleich

falsch sind? Kommt es uns — spricht, meine Brüder! kommt es uns in diesem Augenblicke wohl zu, uns zu beklagen, daß das englische Parlament uns unterjochen, uns die Fesseln der Unterthänigkeit anlegen will, indeß wir selbst seit länger, als einem Jahrhunderte, die Werke der Tirannei ruhig dadurch ausüben, daß wir in den Fesseln der härtesten Sklaverei Menschen halten, die unsers Gleichen, unsre Brüder sind?“

„Was haben uns diese Unglücklichen gethan, die die Natur durch so furchtbare Scheidewände — durch ein unermessliches Weltmeer — von uns getrennt hatte, und die unser Geiz bis in ihren brennenden Sandwüsten oder in ihren Wäldern unter den Tigern aufgesucht und hergeholt hat? Welches war ihr Verbrechen, daß sie aus einem Lande weggerissen werden mußten, welches sie ohne Arbeit nährte, um hernach durch uns auf ein Land verpflanzt zu werden, wo sie unter den schweren Arbeiten der Knechtschaft sterben müssen?“

„Welche Familie hast du denn erschaffen, himmlischer Vater, wo die Aeltesten erstlich die Güter ihrer jüngern Brüder geraubt haben, und sie hernach noch mit der Ruthe in der Hand zwingen wollen, dasselbe Erbtheil, das man ihnen abgenommen hat, mit dem Blute ihrer Adern, mit dem Schweisse ihres Angesichts zu düngen?“

„Beweinenswürdiges Geschlecht, das wir zum Vieh herabsehen, um es zu tirannisiren; in welchem wir alle Fähigkeiten der Seele ersticken, um seinen Rücken und seine Arme mit Lasten zu erdrücken; in welchem wir das Bild der Gottheit und den Stempel der Menschheit unkenntlich machen! Ein in den Fähigkeiten seiner See-

le und seines Leibes, in seinem ganzen Wesen verstümmeltes Geschlecht!“

„Und wir sind Kristen? Und wir sind Engländer? Volk, das du vom Himmel begünstiget und zur See gefürchtet wirst! Wie willst du frei und Tyrann zugleich seyn?“

„Nein, meine Brüder! es ist Zeit, daß wir unter uns selbst einig seyn; laßt uns diese unglücklichen Schlachtopfer unsers Stolzes und unserer Habsucht frei sprechen; laßt uns den Negern die Freiheit schenken, die der Mensch dem Menschen nie rauben sollte.“

„Mögten doch alle kristliche Gesellschaften, nach unserm Beispiele, ein durch zweihundertjährige Räubereien und Verbrechen fest eingewurzeltes Unrecht wieder gut machen! Mögten endlich diese so lange in der Erniedrigung gehaltene Menschen ihre von Fesseln freie Hände und mit Thränen der Dankbarkeit erfüllte Augen zum Himmel erheben! Ach diese Unglücklichen haben bis dahin nur die Thränen der Verzweiflung gekannt!“

So sprach der wackere Quacker: und welches war der Erfolg? Das Gewissen seiner Brüder wurde rege, und durch ganz Pensilvanien wurden alle Sklaven für frei erklärt. Heil dem Menschenfreunde, dessen Stimme das Gewissen seiner Brüder rege machte, und Heil der frommen Bruderschaft, welche an ihre Pflicht nur erinnert zu werden nöthig hatte, um sie sogleich in Erfüllung zu bringen!

Kein gutes Beispiel geht verloren. Es ist ein Saamenkorn, welches ausgestreut wird, und welches, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, tausendfältige Früchte trägt.

Schon jezt hat die menschenfreundliche That der Quacker eine heilsame Folge gehabt. Die

Königin von Portugal hat, wie ich so eben in den Zeitungen lese, verordnet, daß in allen ihren auswärtigen Besitzungen die Kinder der Sklaven, welche bis jetzt auch Sklaven waren, für frei erklärt werden sollen.

Also schon wieder eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt! Freuet euch, meine jungen Leser, daß ihr vielleicht die Zeit erleben könnt, da in mehreren Ländern alle Unterdrückungen aufhören werden; und wenn ihr selber erst groß und Männer von Einfluß seyd, o so helft doch ja, wo und wie ihr können werdet, den Anbruch dieser glücklichen Tage beschleunigen! C

Lied am Wintermorgen.

Wie feierlich, wie stille,
Liegt meine traute Flur,
Wie glänzt in ihrer Hülle
Die freundliche Natur.

Bedeckt liegt ihre Schöne,
Ihr Mutterangesicht:
Und ihre Jubellöne
Sind alle eingewiegt.

Doch sie — in ihre Hülle,
Sie hat, nach Mutterart,
Der Freuden ganze Fülle
Uns liebeich aufgespart.

Man sieht sie an, und meint,
Sie ruh' nun auch einmal;
Denn all' ihr Thun bescheinet
Kein lichter Sonnenstrahl.

Doch selbst im Ruhn bereitet
Sie in der Erde Schooß

Den Segenskeim; er breitet
Sich aus, gedeiht, wird groß.

Und dann bricht durch die Hüllen
Laub, Pflanze, Staud' und Saat;
Dann sehn wir, was im Stillen
Sie zubereitet hat.

Gesegnet sey, du Milde!
Gesegnet deine Treu!
Bald machst du die Gefilde,
Die Fluren wieder neu.

Dann preist dich, wen dein Odem
Mit Lebenshauch durchweht,
Wer auf beblühten Boden
In deinem Schatten geht.

Ich unterdessen preise
Dich hier beim Morgenlicht,
Verkenne deine Weise,
Uns still zu segnen, nicht.

Und fleh dich an, du Milde,
Bei deiner Muttertreu,
Gieb, daß ich deinem Bilde
Doch immer ähnlich sey.

: Karoline Rudolphi.

Meine Empfindung nach dem so
herzlichen und mit Thränen be-
gleiteten Wunsche meiner vereh-
rungswerthen Pflegemutter. *)

— Mit thränentropfen Augen giengen Sie
mit mir in ihre Stube, und beklagten die zwei

*) Dieser Aussatz rühret wirklich, so wie er hier ist,
von einem Jünglinge her, welcher nachher ver-

von der Jugend Gewichenen *). Sie nahmen mich bei der Hand, und mit warmer Empfindung für alles Gute, sprachen sie mir in voller Nührung ans Herz: „Lieber B. — (o eine Thräne rinnt mir bei Wiederholung ihrer mütterlichen Worte aus den Augen!) — Lieber B., bleiben sie doch der Jugend freu!“

Ein Strom von Thränen begleitete diesen Wunsch; und, beste Pflegemutter, mir ward so warm, das Herz schlug mir den Augenblick so gewaltig, daß ich mir auf der Stelle vornahm, nie, nie von der Jugend zu weichen, und ein recht guter und geschickter Mensch zu werden.

Zu Hause, während dem Nachessen, erinnerte ich mich ihrer süßen Worte, und mir ward wieder so warm in der Seele! Ich mußte weinen. — Ich dachte hernach, wie ich doch immer eine Erinnerung haben mögte, meinen gefaßten Entschluß nicht zu vergessen: denn der jugendliche Leichtsinn erstickt zuweilen die besten Vorsätze.

Nach diesem Gedanken stand der sehnliche Wunsch in mir auf:

„Möchte doch deine liebe Pflegemutter, so oft du zu ihr kömst, dich insgeheim fragen:

sicherte, daß er die Bewahrung seiner Unschuld und Tugend dem Vorfalle verdanke, der ihm zu diesem Aufsatze Anlaß gab.

*) Diese zwei unglückliche Knaben hatten sich des Leib und Seele verderbenden Lasters schuldig gemacht, wovon in der Kinderbibliothek bereits Erwähnung geschehen ist. Mancherlei Schwachheiten an Leib und Seele, die sich bei diesen Unglücklichen zeigten, verriethen ihre Schandthat, und sie wurden darauf als Leute, die ein vergiftendes Uebel an sich tragen, aus dem Erziehungsinstitute, worin sie sich befanden, verwiesen, um durch ihre Abwesenheit die Unschuld der übrigen Kinder zu retten.

Lieber B., bestreben sie sich auch noch, tugendhaft zu seyn?“

O ja, sie thut es gewiß! antwortete mir mein Herz.

Vergeben sie einem Jünglinge, der um sein zeitliches und ewiges Wohl bekümmert seine Herzenssprache redet. B.

Lorenz und Leonore,

eine

lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.

Zu B., einer kleinen Stadt unweit S., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, der von seinem Gewerbe, welches eine Wirthschaft war, und mit seiner lieben Anna glücklich, wie kein König, lebte. Ueberall, im Städtchen und auf der Nachbarschaft, war sein Name bekannt; und wer von den durchreisenden Messleuten nicht bei Lorenzen einkehrte, der glaubte kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen auf der Nachbarschaft war keiner so fleißig und so freundlich, wie er, und dabei so ehrlich!

Wegen der ersten Eigenschaft pflegt er sich durch ein alt Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nämlich: Daß des Herrn Auge die Pferde fett mache, und Feiß nie Hunger leide. Das Freundlichseyn aber, sagte er, koste nichts, und ehrlich währt am längsten.

So sah man ihn also immer am frühesten auf im Hause, im kurzen Futterhemde und oft bei warmen Wetter im kahlen Kopfe. Entweder sah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten und half selbst mitgraben, wobei man ihn denn oft mit der Lerche in die Weste sein fröhlich Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten singen hörte.

Dann aber riefen ihn schon zuweilen drei Stimmen zugleich hervor zu den ankommenden Fremden, die er alsdann in seinem Futterhemde und kahlen Kopfe mit nicht weniger Anstand empfing, als ob er in einem Fraß mit Dressen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen da stünde.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bei einem Wirth zu fordern oder zu fragen hat, wußt er zu geben, oder zu beantworten; sondern man konnte sich sehr darauf verlassen, wenn er in Ansehung einer etwas zweifelhaften Reiseoute befragt ward, daß er immer die beste rieth, und die beste Art, mit den Leuten jedes Orts durchzukommen, denn er selbst war in seiner Jugend viel auf Märkte gereist, wohin sein Vater, ein flandernscher Tuchmacher, ihn mit groben Tüchern geschickt hatte.

Und wenns nun kam, daß Leute zu Nacht bei ihm blieben, oder Nachbarn, an einem müßigen Abend, wo kein Verkehr war, bei ihm einsprachen: so wußt er sie mit Erzählungen seiner Heimath und des letzten flandernschen Krieges, und den verschiednen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nützen sind, so zu unterhalten, daß keiner unbefriedigt oder unlustig und die meisten mit dem festen Vorsatz zu Hause giengen, Vater Lorenz bald einmal wieder zu besuchen.

Seine liebe Anna, eine etwas stille, aber reinliche Holländerin, kam denn auch zuweilen mit ihrem Spinrade oder Strickstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur selten zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ihres Mannes, wobei alles umher oft aus vollem Halse lachte: aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wenn er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wenn er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst alles, was eine ordentliche Wirthin thun muß; legte selbst Hand an, und liette nicht, daß eins ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem Hause durch Nachlässigkeit etwas zu Trümmern gieng. Und kein Abend gieng vorbei, daß beide nicht, noch ehe sie ihr Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irdischen Segens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beiden rechtschafnen Eheleute sich in allem die Hand, und hatten nur einen Willen, bis auf den einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter; denn hierin gieng Mutter Anna mit Vater Lorenz nicht einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bei seinem Gewerbe verliehenen Segen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmal eben derselben Lebensart widmete, bei der er sein Brod und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anna sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen mögte, die sie dazu geschickt machten, und hatte alsdann sein Auge auf einen geschickten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen

Vater liebte, und sich auch so in Fleiß und Anweisung zum Fortkommen von ihm führen ließ.

„Sieh, sprach er denn zu Mutter Anna, sieh, das wäre denn doch so hübsch, wenn wir beiden Alten denn so einmal müde von der Arbeit und Hitze des Tages uns in irgend einer schattigten Ecke hinsetzen könnten, und zusehen, wie's die jungen Leuten trieben, und allenfalls denn, einmal, wenn was schief gehen wollte, sagen: seht, Kinder, so müßt ihrs machen; so gehts besser; und sie wären denn auch so vergnügt bei ihrem Fleiß und Arbeit; als wir beide unter Gottes Segen waren!“

Das sagt' er oft; aber Mutter Anna schwieg meistens stille dazu, oder sagte, das Mädchen ist so zärrlich, sie wird' es nicht aushalten; sie kann ja auch auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun antwortete er zwar oft: Arbeit macht stark, du sollst das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpfstricken, Filet macht, sollst sie zwischenher, statt sie die Pamela lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eierkuchen backen lerne, als ihre Mutter. Aber es sey nun, daß Mutter Anna das ganze Artanum kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen, oder daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthin war: genug, Leonore, so hieß die Tochter, blieb bei ihrem Filet und bei ihrem Lesen, und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Hofmeister auf dem Amte gelegt; ein junger Mann,

der das Leere seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit mit lauter Empfinden auszufüllen suchte.

Ueberall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beispiel sowohl, als auch seine Lehren, zweckten darauf ab die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu fahelnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt statt der bewohnten Welt wünschten, und Elegien über das Elend und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Gutherzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für seinen Rechtspruch danken wollte, zurück gewiesen ward, weil er rechtmäßig erworbene Güter genug hatte.

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damals herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig das fröhliche heitere Temperament des guten Vater Lorenzo mit dem Seinigen sympathisirte, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Leonore bald eine eifrige Proselitin zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Uebersetzung von Youngs Nachtraddanken, und ohne daß sie im Stande war abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Uebertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sah sie von nun an die ganze Welt als ein Todtengrab oder als einen Aufenthalt von Lorenzo's an, davor man zurück heben, sich in seine einsame Zelle einschließen, oder mit wenigen einstimmigen edlen Seelen darüber klagen mußte.

Sie that dieses auch oft in Briefen an diesen Herrn Scufzer, dies war der Name des empfin-

empfindsamen Mannes; und nichts war komischer oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beiden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen; nichts dazu beitrugen, die wahren Uebel, worunter die Menschheit leidet, zu verringern, und sich dagegen lauter schimärische Uebel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter schimärische Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzwirkte.

So war zum Beispiel dies eine Probe davon, daß Leonoren alles Tödten des Federviehes, der Schafe und Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erforderte, nie ohne Schauern, als ein Opfer unsers Luxus und unserer Unmenschlichkeit ansehen konnte, auch keine Spinne oder Fliege um alles in der Welt willen gefödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ; und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschickt hätte, ihr zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreiberei ernstlich zu schelten anfang. Herr Senfzer ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemals, die Parthei der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Empfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür hätte.

Aber Vater Lorenz antwortete: „er gäbe nicht einen Heller um die feinen Empfindungen,

die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machten, und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehrte, wäre ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen ließe, und unterdes lange Briefe voll Tugendlehren schriebe. “

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Uebel bei seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen im Stande war, und ward unmenschlich, grade aus überspannter und falsch verstandner Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge wo möglich Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner letzten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philipsen, so hieß der Mann, den er lieb hatte, weil er fleißig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte, die Hand gäbe: antwortete sie ihm in den tragischsten Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

„Daß sie lieber hinwelken wollte, als ein Blümchen in der Mittagssonne, lieber in der dürrsten Sandwüste in einer Hütte, als bei so einem Manne leben wollte, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von seinen Empfindungen umzugehen wüßte.“

Und als der Vater sie drauf fragte: Wo ihr denn in der dürrn Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brod schaffen würden? antwortete sie weinend: daß es ja noch wohl irgendwo menschliche Seelen geben würde, sich einer ar-

men unschuldig Verlassenen anzunehmen, wann ihr Vater hart genug seyn könnte, sie zu verstoßen.

Sie hatte dieses letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglück dazu kam, und die Unterredung dadurch aufhob; daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte, dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiter reisen wollten.

Sein Beruf ward ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer: dahingegen Leonore es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an den Seufzer schrieb, der dann nicht unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er befeuzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu seyn, da sie doch mit einem Herzen gebohren wäre, welches mit nichts sympathisiren könnte, als was schön und edel wäre; mit einem Herzen, welches von den reinsten Engelfühlen beseelt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehnte, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Ekel verursachen müßte.

Lorenz hatte indes, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Seufzer die Besuche bei seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn ob gleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn Seufzer träumen ließ; so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften ge-

fühlvollen Manne in irgend einem Winkel der Erden ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten, zu einer noch unvollendeten Spitze.

Zum Glück oder Unglück löste das Schicksal selbst diese Punkte, so bald sie entstanden waren, wieder weg; denn Herr Seufzer ward in seiner Heimath zu einer Predigerstelle berufen; und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden, an Leonoren zu hängen: so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Französin des Hauses, worin er als Hofmeister gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzuhängen.

Er folgte also seinem Beruf, und nahm nur in einigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstriche — unterbrochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach, einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um mit den Grillenfängereien dieser Leute zu sympathisiren, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde sein Umgang mit Leonoren vertrauter und enger; beide fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbedienung erhielt, deren Einkünfte aber freilich nicht hinreichten, ohne Mitarbeit der Frau, sie beide zu ernähren; so bewarb er sich um ihre Hand und erhielt sie. Ob mit oder wider Wil-

len des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen ward, starb dieser brave Mann, wie ers sich immer von Gott erbeten hatte, an einem Schlagflusse, da er noch eben, von seinen guten Nachbarn umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche; und jeder vorbeireisende Fremde zeigte nach seinem Grabhügel mit den Worten; Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philipsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anna nicht mehr Lust dazu hatte; heurathete eines dörfligen Brauers Tochter, ein flinkes, lustiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Manne in die Wette arbeitete, und samt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anna ihnen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Ideale von der ätherischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobei sie weder die Pflichten noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maaß einer schimärischen Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen; und mit diesen unseligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher

zwar der reichste an wahrer Glückseligkeit, aber auch an Sorgen und mannigfaltigen Mühseligkeiten für den Mann und für das Weib unter allen der schwerste ist.

Nachdem Mutter Anna ihre Wirthschaft dem jungen Philippen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen oder schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft. Diese gerieth dann auch natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung, daß man sogleich beim ersten Anblicke wissen konnte, daß die Vorsteherin derselben keine Wirthin wäre. Alles lag unter und über einander in Schmutz und Staub; und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachlässigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel und aller übrigen Bedürfnisse; ein Geschäft, welches ihr auch viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da brauche ich nun wohl nicht erst zu sagen, wie oft sie dabei hintergangen und übervorthheilt wurde: weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Dienstboten durch die Nachlässigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bei dieser Vernachlässigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten

zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufs-
geschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte,
besto öfterer mit ihr zugleich den Vergnügungen
und Beredungen des Geistes durch Lectüre ob-
liegen mögte. Alle andere Sorgen, sagte sie,
beträfen doch nur körperliche Dinge, und alles,
was dadurch erspart würde, wäre nicht eines
Augenblicks wehr, den man sich dadurch von den
edlern Beschäftigungen des Geistes entzöge.

Sie erlangte also von ihrem lieben Erd-
mann, (das war der Name ihres Gatten) daß
er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Po-
sten verwalten, sondern zu denjenigen Beschäf-
ten, welche zu Hause geschehen könnten, ei-
nen Bedienten halten mögte. Erdmann that
dies auch wirklich, theils aus empfindsamer Lie-
be für seine Leonore, theils aus empfindsamer
Liebe für körperliche Bequemlichkeit und Ruhe,
denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußte er denn aber auch, da er
sich nicht den ganzen lieben Tag ununterbrochen
mit Lesen oder Küssen beschäftigen konnte, dann
und wann diese oder jene Gesellschaft zu sich bit-
ten, um eine Falsche Wein oder eine Glas Punsch
mit ihm auszuleeren. Wobei denn Leonore
irgend ein schönes Gedicht aus dem neuesten Mu-
senalmanache, oder die interessantesten Stellen
aus dem neuesten Romane vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbro-
chen ein halbes Jahr durch, und fast fing
Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch
wohl so böse nicht wäre, als sie sonst gedacht
hatte, wenn nicht der unangenehme Vorfall sie
auf einmal wieder in Youngs nächtliche Scene
zurück gerufen hätte. Der Bursche nemlich, den
Erdmann zum Schreiber genommen hatte, war
ein Schurke, und machte sich mit einer für Erd-

manns Vermögen schon beträchtlichen Summe aus dem Staube.

Hier giengen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksal wieder von vorn an, und sie würden noch ärger geworden seyn, wenn nicht Mutter Anna noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersehung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter entbunden; und nun war die große Frage: nach welcher von den unzählbaren Romanen = und Komödien = Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden sollte? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singspiel Ariadne auf Naxos aufführen sehen. Dieser Umstand entschied: und das Kind mußte, was auch Mutter Anna dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs selbst stillen, denn sie war gesund und hatte Milch genug, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List die Brust entziehen zu müssen, gieng ihr durch Mark und Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu seyn, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar sie übertreffen würde; und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Erdenkloßen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wollte, die den kleinen Geschöpfen mit ihrer Milch so viel grobe Sinnlichkeit einflößten.

Ein feines Mensch also von Gliedmaßen und Gestalt ward Ariadnens Amme, und von Seele — o die war so ausgebildet, so verfeinert, daß von der lieben reinen Natur auch nicht ein Körnchen übrig geblieben war. Ja sie konnte so:

gar, statt der Handarbeit, davon sie nun freilich nichts zu verstehen vorgab, Leonoren dann und wann aus einem Buche vorlesen.

Glücklicher Zufall, der Leonoren abermals ein wenig mit der Welt auszuföhnen anfang, wenn nur nicht andre Nebenumstände sie von neuen dagegen aufgebracht hätten. Denn bald nach ihren Wochen ward Erdmann, einer ziemlichlichen Schuldforderung halber, vor Gericht gefordert; und seine Gläubiger, gewöhnliche unerträglich fühllose Menschen, die alle Jahr richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines Andern hätte nachsehen sollen, sahe sich gezwungen, ihm Arrest anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeith des Schicksals, das Leonoren Meinung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch vergeblich geschrieben, da niemand einen Grundbruch mit einer Handvoll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Vermögen bestand nur noch in wenigen Handschriften, die beim Amte belegt waren, und nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts als dieses, daß Leonoren sich selbst überwinden und zu dem jungen Philipsen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer ward, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhn-

liche Menschen freilich nichts wußten, sie immer davon abgehalten hätten.

Allein die Noth überwand auch diesmal alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bei dem braven Philippen alle Einwendungen wegen ehemaliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viel Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andre Hälfte die Gläubiger durch seinen Credit fürs erste zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Falle nicht möglich, zu der That auch noch die Worte hinzuzufügen, ich meine, daß er Leonoren hiebei für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vorwürfe gemacht hätte. Bescheidenheit hielt seine Zunge gebunden, und wenn er vorher aus edlem Stolz sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmert und sie nicht besucht hatte: so that er jetzt nicht aus dem edleren Bewegungsgrunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehen einer Erinnerung an das vorgestreckte Geld haben sollte.

Schade wars indes immer; denn vielleicht wäre Leonore durch den Umgang mit diesem guten Manne, so widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch vielleicht allmählig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmaack an Fleiß und Wirtschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philippsens Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft wenn sie vor dem Feuerheerde stand und einen Eiertuchen oder sonst etwas

machte, davon sie nicht gehen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche, setzte sich, wenn der Kleine die Brust verlangte, auf einen kleinen Stuhl, befriedigte das Verlangen des Kindes, legte ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdes ihre eigenen Geschäfte hatten, und sie sich immer freute, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Bedientin mehr im Hause ersparen konnte.

Nichts desto weniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte so gut als die Postmeisterin des Städtchens den obersten Platz am Tisch einnehmen, weil sie freundlicher als diese und immer heiter ihre Gäste mit etwas angenehmem, als mit stummen Grimassen, zu unterhalten wußte.

Bei Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth gestopft; aber derjenige irrt sich, der da glaubt, daß durch so einen Geldbeistand bei Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Erdmann war ein Beispiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreit, so dachte er nicht mehr daran, daß die nämliche Noth wieder kommen mußte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm eintrüge. Nein, er mußte nach wie vor seine Flasche Wein jeden Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfter ereignete, so trank er seinen Wein auch wohl mit einem Freunde außerm Hause, und spielte dabei in Karten, oder ließ sich zu andern Spie-

len verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme und Ausgaberechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Siegwart, ihrer Stella, nichts fand, wornach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß nach wie vor, unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibfisch, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwan einmal zum Kusse herbringen, wenn eine rührende Stelle in einem ihrer Autoren, oder der Strom eigner Empfinderei, sie an dies kleine Geschöpf erinnerte.

Lorenz und Leonore.

Fortsetzung.

Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des Tages zu andern Geschäften übrig behielt; und man muß gestehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darin herrschten, das wahre Elend, was sie dadurch unvermerkt vergrößerte, nur desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ihrer selbstgeschaffnen Leiden etwas anders thun könnte, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitleidenden

Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Pastor Scufzer, ihren ehemaligen so völlig sympathisirenden Freund, der nicht nur noch izt das Echo ihrer Klagen war, sondern auch von den seinen so viel drein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand gegen den seinigen erträglich fand.

Er hatte nämlich in seiner theuren Mariana, (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine französische Kokette geheurathet. Da diese erst Frau Pastorin war, fieng sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigene theure Person betraf; schloß bis Mittag; pukte sich, steckte Hauben auf, machte Filet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelleute, erregte überall Neid oder Intrigen, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibslente mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Pastor fand untermes in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, weder für umgefallenes Vieh, noch verdorbenen Käse und Butter, und da er für baares Geld mit unnützen Gesinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Pfarrkindern zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indes alle diese Unfälle ebenfalls der armen Vorsehung zur Last gelegt wurden, der es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner edler Denkart aus den Steinen Brod zu schaffen.

Alle diese Klagen nun stießen in Briefen an Leonoren und von Leonoren zusammen, und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf.

Beiden wurde dadurch vollends alle Kraft benommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehen. Beide fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges Labfal; so sehr ist Schwärmerei gewohnt, nichts für etwas zu halten!

Mutter Anna vergieng endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden, bei denen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr Wischen zurückgelegtes Vermögen die geringste Aenderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung gieng beinahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das übrige ward zur Tilgung der dringendsten Schuldforderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie izt zu etwas greifen müßte, um sich für kommende Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschenliebe gegeben ward, blieb ungenutzt, oder ward als hart verworfen; so sehr hatte die leidige Empfindsamkeit, samt dem daraus entstandenen Unglück, jede Nerve ihres Geistes erschlaft.

Endlich gieng die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr hinhalten lassen wollte. Das Aeusserste, was Leonoren gänzlich darnieder schlagen mußte, kam. Sie sollt' es sehen, daß ihre Sachen den Gläubigern Preis gegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arm und einem Kleide und Weste versehen, aus dem Hause gewiesen würde. Dies alles gieng jezt wirklich in Erfüllung; und die ganze durch sich selbst elend gewordene Familie hätte unter freiem Himmel bleiben müssen, wosern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entsehllichen trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Ariadne vergeblich auf Erdmanns Zubauskunft und auf ein dürstiges Mittagsbrod, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhaus zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid kreditirte.

Es war schon Dämmerung. Ariadne war vor Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehen vermogte.

Alles um sie her war still, wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da; die rothgezeichneten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

„O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dich so sauer werden ließest, die du glücklich zu sehen so oft mit Thränen wünschtest!“

„Vergieb, vergieb, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkürliche Widerspenstigkeit, unwillkürlich dir verursachten Kummer mich ohne Ende verfolgen! — Sieh hier lieg ich im Staube — sey noch einmal mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reinigen Kinde, deiner unglücklichen Leonore, was ich thun soll!“

Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als hörte sie die Dredde aus

Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab, hinab! — von dem Felsen hinab! als auf einmal eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Amtmannin zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen, und schon seit einiger Zeit Wittwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder empor geholfen hatte. Nach einiger Ueberwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hin zu begeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drei jungen Mädchen, davon eine jede ein verschiednes Stück Handarbeit vor sich hatte, worin diese sie übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibsstunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bei der Hand und führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Kabinet, und hieß sie neben sich sitzen.

Leonore fieng darauf an mit aller der Beredsamkeit, die ihr eigen war, ein schauderhaftes Gemählde von ihrer Noth zu machen. Sie rechnete ihre Unglücksfälle nach einander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldforderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hiernächst auf das Zeugniß der Stadt, die sie überall als eine Zuflucht der Unglücklichen kenne, und bat in den rührendsten

Aus-

Ausdrücken, sie als eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts, doch nur diesmal aus dem verzweiflungsvollen Zustande zu retten, worin sie sonst gewiß zu Grunde gehen müßte.

„Mit keinem Schilling! antwortete mit hart schethender Kälte diese erfahrene Wohlthäterin des Menschengeschlechts.“

„Sie irren sich, wenn sie glauben, daß ich das, was sie Wohlthun nennen, zum Vorschub der Unthätigkeit und zur Unterstützung solcher Menschen verwende, welche sich selbst durch eigene Schuld ins Verderben stürzen. Mein Bemühen geht dahin, die Zahl arbeitssamer Familien zu vermehren, jungen Leuten nach meinem Vermögen Anweisung und Aufmunterung zu geben, wie sie sich zu ihrem künftigen Beruf tüchtig machen können, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bei vorkommenden wirklichen Unglücksfällen in ihrer eigenen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine sichere Hülfquelle haben mögen, ohne zu der erniedrigenden Zuflucht greifen zu dürfen, ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.“

„Diejenigen hingegen, die durch einen ihre Einnahme übersteigenden Aufwand, durch Unordnung in der Haushaltung oder durch Unthätigkeit herunter kommen, rechne ich zu den kränkenden Körpern, denen ein erfahrener Wund- = Arzt aus Mitleid ein Glied ablösen muß, damit die übrigen gerettet werden.“

Sie schwieg hier eine kleine Weile, um Leonoren Zeit zu geben, sich von ihrer Bestürzung zu erholen.

Diese war äußerst betroffen, eine so harte und beschämende Antwort von einer Frau zu erhalten, welche in dem größten Rufe der Wohlthätigkeit stand, und es währte lange, ehe sie Worte fand, ihre Bestürzung auszudrücken. End-

lich stammelte sie eine Art von Entschuldigung, und fügte hinzu: sie hoffe, es nicht verdient zu haben, zu derjenigen Klasse gerechnet zu werden, zu der sie jetzt von ihr wäre herabgewürdigt worden.

Allerdings, antwortete mit gefester Stimme die Amtmannin, und derjenige, mein Kind, war nie ihr Freund, der sie nicht längst aus jenem unseligen Traum aufweckte, darin sie ihr halbes Leben unnütz verträumt haben. Sehen sie, Gott hat einem jeden seiner Geschöpfe einen bestimmten Beruf angewiesen, dem Manne wie dem Weibe; und nur in dem Maaß, als wir diesen erfüllen oder nicht erfüllen, sind wir der Achtung oder des Tadels, des Mitleids oder der Verachtung unsrer Mitbürger werth.

Wer ihnen andre Begriffe von dem Adel der Seele und von der Würde des Menschen beigebracht hat, der hat sie betrogen. Sie besteht nicht in leeren Empfindungen, sondern im Handeln, nicht in müßiger Betrachtung, sondern in gemeinnützigem Thun.

Nun aber, wenn sie sich nach diesem Maaßstabe prüfen; was haben sie als Hausfrau, als Gattin, als Mutter gethan, um diesen ihren dreifachen Beruf zu erfüllen?

Haben sie ihr Hauswesen so eingerichtet, daß es im Verhältniß mit ihres Mannes Einkünften stand? Haben sie es so in Ordnung gehalten, daß nicht ein Theil durch Nachlässigkeit oder durch Mangel an Aufsicht über die Bedienten verwahrloset wurde, oder ganz verloren gieng?

Haben sie ihrem Mann in seinen Geschäften kein Hinderniß in den Weg gelegt? Sind sie ihm in seinen Verlegenheiten behülflich gewesen, und haben sie endlich für ihr Kind etwas anders gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Wahrheitsliebe das Eigenthum edler Seelen ist, so müssen sie gestehen, daß sie von alle dem gerade das Gegentheil gethan. Denn statt nach ihres Mannes Einkünften von 200 Thälern ihre Wirthschaft einzurichten, haben sie so gelebt, als wenn er wenigstens 40 Rthlr. einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben sie unnütze Bücher gelesen, die sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt ihrem Manne durch ihrer Hände Arbeit zu Hülfe zu kommen, haben sie ihn durch ihren Müßiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch ihr empfindsames Gewinsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben sie ihr Kind einer Amme überlassen, wodurch die Kosten ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt wurden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die sie in Ansehung ihrer Eltern zu erfüllen hatten, und insonderheit gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen seyn würde, wenn sie ihn nicht durch die unseligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leonore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Ueberlegung, mit einer den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bei dieser das Herz treffenden Stelle nicht länger halten. Unfähig zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bei diesem Anblick weich geworden seyn, und durch zu frühzeitige und zu lebhaftes Aeussereungen des Mitleids vielleicht alles wieder verdorben haben: die stärkere Amtmannin hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurück zu halten, um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung nöthig hielt.

Nachdem sie also sie erst eine Weile dem Ausbruch ihres Schmerzens überlassen, sagte sie mit gesehem Tone, indem sie sie bei der Hand nahm: mein Kind, es sollte mir leid seyn, ihnen blos wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte sie zu überzeugen, daß weder ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, am wenigsten aber die Vorsehung, diese redliche Freundin thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, darein sie gerathen sind.

Sie sollten fühlen, daß sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unselige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschläft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stetem Gewinsel und mit unnützem Geschwätz ohne irgend eine gemeinnützige Beschäftigung hinbringt.

Sehen sie, davon hab' ich sie überzeugen wollen, damit sie dann auch einsehen lernten, daß es lediglich in ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Labyrinth, darein sie sich gestürzt, wieder heraus zu helfen, wenn sie nämlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand

wieder zu erwerben suchen, den sie durch Unordnung und empfindsamen Müßiggang verloren haben.

Oder können sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, ihnen izt gleich die erforderliche Summe vorzustrecken, dadurch sie für izt aus allen ihren Schulden kämen, daß ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, so bald die Ursache ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zu viel Erfahrung von dem Gegentheil, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art Härte allein der wahre Weg zum Wohltun ist.

Jetzt fragt sichs, ob sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurück kehren zu wollen, um ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben sie den, so biete ich ihnen hiermit meine Hand, als eine wahre Freundin, an; haben sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie gehört hatte, übergab sich ganz ihrer Leitung; bat sie mit vielen Thränen, ihr beizustehen und ihr zu rathen, was sie denn izt in dieser äußersten Verlegenheit anfangen sollte?

„Alles, war die Antwort, bis auf das Allernothwendigste, verkaufen, um nur erst ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das Uebrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen Bücher enthalten, die ihren Kopf aus

dem Geiſte des wirklichen Lebens in eine alberne ſchimäriſche Welt verſetzt haben.“

Leonore durfte nichts einwenden; ſie ſagte alſo nur, welche eine Lebensart oder Wirkſamkeit ſie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beifall haben würde?

Wenn ſie ſich gefrauen, antwortete jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die ihnen ſo gefährlich waren, abzuführen, ſie zu einen thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu erziehen, und ihr Herz nur in ſo weit empfindlich zu machen, als es ſeyn muß, um an dem Glück und Unglück unſerer Nebenmenſchen einen hilfreichen Antheil zu nehmen; dann — aber auch nur unter dieſer Bedingung! — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann ſie mir dies, nach reifer Prüfung ihrer ſelbſt, verſprechen zu dürfen glauben, kann ich ihnen vielleicht ſelbſt ein Kind, das ich unter meine Aufſicht genommen habe, anvertrauen, und durch Empfehlung ihnen vielleicht noch einige dazu verſchaffen.

Leonore dankte ihr, und verſprach, ſich in allem ihrer Leitung zu überlaſſen, und ihrer Anweiſung zu folgen.

Die Amtmannin gab Leonoren Rath, wie ſie es mit ihren Gläubigern am beſten einzurichten hätte, und erboth ſich auch, mit einigen ſelbſt zu ſprechen, vermuthlich um ihnen die Hälfte der Forderungen abzukaufen, damit ſie ſich wegen des Uebrigen deſto billiger gegen ſie beweifen mögten.

Sie gab Leonoren fürs erſte etwas Leinwand mit, davon ſie ihr Tücher nähen ſollte, und ſchickte ſie, wo nicht völlig geſtröket, doch unweit ruhiger fort, als ſie zu ihr gekommen war.

Erdmann, der gar keine Möglichkeit, auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht alles gefallen, und insonderheit dieses, daß Leonore künftig selbst mit arbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Amtmannin versprochene Kind zur Erziehung, sondern noch zwei andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freilich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen: aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerin, der allein schon eine Arznei gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Übung in der Thätigkeit, hatten bald die glückliche Folge, das Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Eckel auf ihr voriges empfindsames Wesen zurück sah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren bald die Begleiter einer solchen Aenderung ihrer Lebensart. Erdmann selbst kam jetzt früher nach Hause, und gieng munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beiderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfterer, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt habe.

Gegen die weise Urheberin ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigne Ariadne, die nun bald nach ihrer guten Mutter Anna umgetauft wurde, sondern auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführte,

hatte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes zu führen, bei welcher sie nunmehr Brod, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrte weibliche Geschöpfe, die bei Zeiten in Leonorens Beispiel eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, blos empfindenden, unnützen Geschöpfen arbeitsame und gemeinnützige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, die für ihr Haus und für andre ein reicher Segen sind!

E. K.

Morgenlied.

Der Tag ist da, die Nacht ist hin,
Die düstern Nebelschatten fliehn;
Die Sonn' erhebt ihr Angesicht
Und schmückt die Flur mit goldnem Licht.

Sie lächelt mildiglich umher,
Als ob sie eine Mutter wär',
Und sprach'! „ihr Lieben, schlummert nicht,
Freut euch an meinem goldnen Licht!“

Und sprach'; „verlaßt die träge Ruh,
„Schaut meinen frühen Werken zu,
„Und les' in meinem Angesicht
„Des Wohlthuns Freuden; schlummert nicht!“

„Kommt her, ihr Lieben, kommt, genießt
„Die Lust, die euch bereitet ist,
„Seht meinen Freudenbecher voll;
„Kommt, trinkt ihn, immer bleibt er voll!“

So flieht denn aus der Trägheit Arm
Und trinkt euch herzlich froh und warm;
Und nehmet Muth und Lust und Kraft,
Daf' ihr des Guten reichlich schaft.

Daß, wenn sie dann hinunter sinkt,
Und mild dem sanften Monde winkt,
Wenn sie zu ferner Flur entflohn,
Daß sie euch lächle süßen Lohn.

Denn wer aus aller seiner Kraft
Nicht Gutes will und Gutes schafft,
Der, seine eigne Seele spricht's,)
Ist unwerth jenes sanften Lichts.

Karoline Rudolphi.

An Phöbe

auf ihren vierzehnten Geburtstag;

(von ihrem Vater.)

Sieut vierzehn Jahre, theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geschwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal hinab:
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lärm ins stille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küß die süße Zähre
Mir weg — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unser Loos auf seiner Wage,
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepfer seiner Weisheit ab.
Vergieß mir, Kind, die feige Klage.
Ein Dankfest soll dein Tag mir sehn.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen.
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
Weih' ich mir dich zur Freundin ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,
Des Titels werth, den ich dir gebe?
Sinfert nicht mehr dein Vater, nein,

Dein Freund bin ich, der dich begleitet
 Durchs Land der Täuschung, und dein Herz
 Zum Leiden sachte vorbereitet;
 Denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
 Sind gleich den Schalen einer Wage,
 Hier nie getrennt, und dieser neigt
 Das Herz in seine rechte Lage,
 Wenn es zu hoch im Glücke steigt
 Ein Leben, voller Bonnetage
 Saugt nur für Engel: hülle
 Dir eins zu fräumen. Hülle sich
 Dein Aug' in Wolken; o! so weine
 Sie auf mein Herz, verbirg mir keine:
 Der Schmerz ist ja nicht neu für mich.
 Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
 In dir der neue Trieb erwacht,
 Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
 Beseligt oder elend macht:
 Dann, meine Phöbe, dann erwähle
 Mich zum Vertrauten deiner Seele.
 Nicht streng, nur sorgsam will ich seyn,
 Dein Herz vor Stürmen zu bewahren.
 Und ihm die namenlose Pein
 Des Streits mit Hang und Pflicht zu sparen.
 Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
 Vom ekeln Weihrauch süßer Laffen;
 Am Glanz des reichen Saugenichts
 Wird sich dein Blick auch nie vergassen.
 Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
 Des feinen Modebösewichts,
 Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
 Der Liebe spricht, nur von Genie,
 Von Tugend und von Energie,
 Von Freundschaft und von Sympathie;
 Und, Vampirn *) gleich, am sichern Herzen

*) Eine Art sehr großer Fledermäuse im mittäglichen
 Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen

Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
 So wie vom Wurm die Rose stirbt.
 Dank sey es unsern hellern Zeiten,
 Daß Selbstheit und Sophisterei
 Und Vollkraft und Empfinderei
 Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
 Als je die Nacht der Barbarei.
 Es fällt mir gleich ein Märchen bei:
 Ich will es, Phöbe, dir erzählen.
 Du laß damit mich meines Ziels,
 Dich zu belehren, nicht verfehlen!
 Es heißt: die Klippe des Gefühls.
 Ein schlauer Bö ewicht, geschickt
 Sich zu verstellen, um zu rühren,
 Beschloß, ein junges Mädchen zu verführen,
 Das er, ich weiß nicht wo, erblickt.
 Sonst war's, die er zum Opferlam
 Ersehn; ein Kind aus edlem Stam,
 Das jede schöne Tugend schmückte,
 Und dessen stille Frömmigkeit
 Schon oft die Engel selbst entzückte.
 Er troch in ein Husarenkleid.
 Die Uniform sprengt alle Thüren,
 Und dienet oft zum Talisman, *)
 Ein eitles Püppchen zu verführen.
 Er meldet sich bei Fiechten an,
 Und sagt ihr unter tausend Schwüren,
 Sie sey das niedlichste Gesicht,
 Das ihm von Quebek **) bis nach Posen ***)
 Auf seinen Zügen aufgestoßen.
 Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
 Doch wird der Donner erster Taten
 Den krüpplichsten Major erschlagen;

und Thiere zu jagen pflegen, um ihnen das Blut
 anzufangen.

*) Ein angebliches Zaubermittel.

**) Eine Stadt in Amerika.

***) Eine Stadt in Polen.

Dann sollst du Frau Majorin seyn.
 Was meinst du? Rede, kleiner Nickel!
 Das arme Fielchen war bekübt,
 Und bebte, wie der Perpendikel
 Der Wanduhr. Höhnisch lachend reibt
 Ihr Sphinx (dies war des Helden Name)
 Den Schnurbart auf die zarte Hand.
 Ist löst sich ihrer Zunge Band:
 Sie schreit, und eine alte Dame
 Kam hustend ins Gemach gerannt;
 Die Nume wars. Der Herzensstürmer
 Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
 Und Fielchen bat den raschen Thürmer,
 Würd' er sich nur von ferne nahn,
 Den Doggen auf ihn loszuheßen.
 Nun fing er erst zu fluchen an!
 Er riß den Dolman *) straks in Fetzen,
 Und wollte nun als reicher Beck
 Des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
 Er nennt sich Graf von Schwarzenegg,
 Und kömmt in einer Staatskarosse,
 Mit einem königlichen Trosse,
 In einem Kleide starr von Gold,
 Schön wie der Liebling der Lithere,
 Umwölkt von einer Balsamsphäre
 Unkennlich vor das Schloß gerollt.
 Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
 In Fielchens Bußgemach getragen.
 Er überreicht ihr sein Bild,
 Geziert mit seinem Wappenschild,
 In einem Namen von Brillanten;
 Fleht kniend um des Fräuleins Gunst,
 Und spielt mit meisterhafter Kunst
 Den feinen schmachtfenden Amanten:
 Sechshunderttausend Thaler sind
 Ihr Mahlschack, angenehmes Kind,

*) Das Unterkleid der Husaren.

Wenn sie zum Bräutigam mich wählen:
 Er sprach: ein Kästchen mit Juwelen
 Giebt seinen Worten neue Kraft.
 Die gute graue Muhme gast
 Entzückt durch ihre Staarenbrille
 Den ausgekramten Reichthum an;
 Doch Fielchen blift in ernster Stille
 Nur auf den üppigen Galan,
 In dessen Aug' ein Feuer lodert,
 Das Wollust strömt und Wollust fodert:
 Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick;
 Mein Herr, ein allzugroßes Glück
 Ist Gift für eine weiche Seele.
 Ich kenne mich und ich erwähle
 Den Mittelstand, in dessen Schooß
 Ich so viel unvermischte Freuden,
 So vielen Trost in kleinen Leiden,
 Kurz, mich und die Natur genos.
 Sie schweigt; die alte Tante brummet;
 Der stolze Bräutigam verstummet,
 Ruft seinem bunten Phaeton *)
 Und flieget wie ein Pfeil davon.
 Triumph! Nun weiß ich dich zu packen;
 Ruft er und lacht so fürchterlich,
 Das Berg und Thal davor erschrecken;
 In wenig Tagen sang ich dich;
 Wo nicht, so mögen alle Welten
 Mich einen dummen Teufel schelten!
 Des nahen Sturmes unbewußt,
 Gieng Fielchen bei dem ersten Strale
 Aurorens aus dem Sommersaale
 Ins Wäldchen, und mit Engelslust
 Sah sie den Quel vom Felsen fallen
 Und sang ins Lied der Nachtigallen.
 Da traf ein feiner junger Mann
 Mit einem Buch aus dem Gebüsch;

*) Ein offener Wagen mit einem Sonnenschirme.

Sein Anflitz kündigt ein Gemische
 Von Heiterkeit und Wehmuth an.
 Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne
 Und wischet eine stille Thräne
 Vom Auge. Fielchen nickt ihm zu,
 Und fraget ihn mit holder Miene:
 Was, edler Fremdling, liesest du?
 Das Marterthum der Klementine
 Im Grandison *) erwiedert er,
 Und seufzt. Das gute Mädchen blicket
 Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer;
 Es hebt sich schneller und ersticket
 Nur halb des Seufzers Antwort — Heil!
 Heil dir! versetzt er, schöne Seele;
 Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil;
 Und Frevel ist's, wenn ich dich quäle.
 Sie hält ihn auf: o Freund! erzähle
 Dein Schicksal mir. Nach langem Zwang
 Setzt er sich neben ihr ins Grüne:
 Auch mir war eine Klementine
 Bescheert, rief er; doch ach! nicht lang:
 Sie starb —! Ein Strom von Sären drang
 Aus Fielchens Augen; ja sie fühlte
 Für Damon, was sie nie empfand;
 Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
 Beim Abschied küßt er ihr die Hand;
 Und nun begegneten sich beide
 An jedem Tag mit neuer Freude
 Im kühlen Hain; daun sprachen sie
 Entzückt vom Drang und Simpathie
 Und von der Schöpfung Harmonie.
 So oft er von ihr schied, betrübte
 Sie sich, und wußte nicht warum:
 Doch Damon blieb nicht lange stumm;
 Sein Mund gestand, daß er sie liebte,

Und sie gab ihm den ersten Kuß
 Zum Pfand der Gegengunst zurücke.
 Doch bald verfinstert ein Verdruß
 Des guten Damons Wonneblicke:
 Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß —
 So fing er endlich an zu klagen,
 Dir, holdes Fietchen, dir entsagen.
 Nie läßt dein Vormund es geschehn;
 Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
 Um ewig uns getrennt zu sehn!
 Wer kann den Jammer nachempfinden,
 Der Fietchens treue Brust zerriß!
 Wie heben wir das Hinderniß?
 Sprach sie zu ihm mit banger Stimme.
 Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht,
 Vor deiner Anverwandten Grimme.
 Doch nein, Geliebte, nein! Verflucht
 Sei dieser Rath! Nur ich will fliehen.
 Fahr wohl — vergiß mich — laß mich ziehen —
 Sey glücklich? Kann ichs ohne dich?
 Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
 Gott wills. Mit dir, mit dir allein,
 Du frauer Bruder meiner Seele,
 Kann ich auch in der fernsten Hölle
 Bei bittern Wurzeln selig seyn.
 Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet:
 Sein Odem stolt; sein Herz pocht laut;
 Wie beim Altar der Väter kniet,
 Liegt er vor ihr: ah! süße Braut;
 Für mich Geschafne! kann ichs glauben?
 Laßt er; komm, laß uns gleich entfliehn,
 Eh Menschen unser Glück uns rauben.
 Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
 In meiner Hofnung. Fietchen hatte
 Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
 Ein Seufzer des Geliebten dämpft
 Den heiligen Aufruhr. Ah! mein Gatte,

Sie bin ich! rüft sie, flüchte mich,
 Gieb meinem Geist die Ruhe wieder!
 Sie weint. Der Himmel röthet sich:
 Es fährt auf leuchtendem Gefieder
 Sophiens Schutzgeist schnell hernieder:
 Betrogne, was beschließeſt du?
 Rief er dem blassen Mädchen zu!
 Erkenne, wem du dich ergeben!
 Sein Finger rührt den Damon an;
 Im Nu verschwindet der Galan,
 Und Fieſchen ſieht mit Graus und Beben
 Ein ſchwarzes Kind des Erebus, *)
 Den Faunen gleich an Haupt und Fuß
 Vor ihrem ſtarren Auge ſchweben,
 Und kniſchend einen Blick ihr geben,
 In dem der Hölle Feuerſchlund
 Ganz, wie am Nichttag, offen ſtund.
 Dem Läubchen gleich, wenn ihm der Geier
 Im Flug den bunten Nacken bricht,
 Stürzt Fieſchen vor das Ungeheuer
 Entgeiſtert auf ihr Angeſicht:
 Und als ſie ſich im Gras gefunden,
 War Faun und Genius verſchwunden. —

Ein leiſer Schauer faſſe dich,
 O Phöbe! was ich dir erzählte.
 Iſt kein Traum; oft begab er ſich,
 Der Fall; nur daß der Schutzgeist fehlte:
 O! danke, danke Gott für den,
 Geliebte, welchen ſeine Güte
 Bei deinem Eintritt ins Gebiete
 Der Sterblichkeit dir auerſehn;
 Für deine Mutter, die im Stillen,
 Doch Engeln ſichtbar, ihm nur lebt,
 Und ihrem Haus, und ſich beſtrebt
 Zuerſt die Lehren zu erfüllen;

Die

Die sie dir giebt. Die schöne Pflicht
 Der Arbeit, Kind, versäume nicht.
 Auch diese gab uns Gott zum Schutze
 Der Unschuld. Aber blos zum Schein
 Die Hände regen, blos dem Ruße
 Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!
 Bedacht und nützlich muß sie seyn!
 Kein trüges Spielwerk eitler Jugend.
 Suchst du dir lauter Freuden hier?
 Ah! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
 Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
 Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
 Ein gutes Buch, und du und wir,
 Was brauchst du mehr die Zeit zu kürzen?
 Fleuch, wenn du liesest, den Roman:
 So gut als Fieichens Dämon kann
 Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
 Das bald uns eine Tugend leiht,
 Die noch kein Menschenkind erreicht;
 Bald für das Laster uns erweichet,
 Das in der Unschuld Feierkleid
 Sich langsam in die Seele schleicht;
 Bald unsrer Weisheit alle Kraft
 Abwizelt, und die Leidenschaft
 Zur Fürstin der Vernunft erkläret,
 Und bald die kranke Phantasei
 Des Schicksals blinder Tirannei
 Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
 Glaub immer an die Sympathie
 Verwandter Seelen; ohne sie
 Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
 Allein, o mögest du doch nie
 Durch dies Gefühl getäuscht werden!
 Nicht auf den Lippen, in der Brust
 Wohnt es, ist ewig wie die Tugend
 Des Seraphs, rein wie seine Lust.
 Ja, meine Phöbe, ja die Tugend
 Kinderbibl. IV. Th. D

Hat ihren Magnetismus *) auch,
 Der, wie des Zephirs warmer Hauch
 Zwo Blumen sanft zusammen wehet,
 Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
 Zu Bild und Gegenbild erschuf,
 Sich schwesterlich entgegen drehet.
 Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
 Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
 Aus der nur Scham und Ekel stammet,
 Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,
 Und läutert, wie die stille Gluth
 Das Golderz, die, so sie entflammt,
 Durch des Genusses Ebb' und Flut;
 Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,
 Wenn sie die Last des Daseins quälet;
 Und gab auch mir das höchste Gut
 Der Erde, das Monarchen fehlet:
 Ein Chor von Freuden, am Altar
 Der Ewigkeit mit mir vermählet,
 Die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,
 Die Jakob einst im Traum gesehen,
 Auf Gottes Leiter vor mir stehen,
 Und oben Er, mit milderm Glanz
 Der Vaterwürde. Theure Phöbe!
 Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
 Das Frohne **), mystische Gewebe
 Der Fesseln wahrer Sympathie;
 Allein auch dir ist einst durch sie
 Der Menschheit höchstes Glück beschieden.
 Nur hüte dich vor Schwärmerei,
 Und suche kein Geschöpf hienieden,
 Das frei von allen Mängeln sey.
 Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
 Zu dem es jenen Hang empfindet,
 Dem noch kein edles Herz entflohn;

*) Ihre anziehende Kraft.

**) Besondere.

So folge nicht dem ersten Triebe;
 Belausch ihn: hat er einen Thron,
 Und spottet der Religion,
 Kind, so verachte seine Liebe,
 Und wähle seinen frommen Knecht.
 Seuch froh mit ihm in seine Zelle,
 Und leb' im Dunkeln an der Quelle
 Der Seligkeiten schlecht und recht.
 Und ruft euch einst der Vorsicht Willen
 Ins Vaterland der Tugend ab,
 So leg' ein Enkel eure Hüllen
 In mein und meiner Doris Grab. Pfefferl.

Danklied beim Erwachen.

Des Lebens Vater, Dank sey dir!
 Ich leb' und fühle, bin noch hier;
 Noch sank zum schauervollen Grab
 Der Seele Wohnhaus nicht hinab.

Ich leb' und diese Seele denkt
 An dich, der Licht und Leben schenkt,
 Ich leb' und meine Seele fühlt,
 Aus wem der Quell des Lebens quillt.

Ich leb' und seh' dein Morgenlicht;
 Das laut von deiner Liebe spricht,
 Ich fühle Lebenslust und Kraft
 Von dir, der dies Gefühl erschafft.

Wenn kraftlos nach des Tages Schweiß
 Die Hand nun sinkt, auf dein Geheiß
 Die düstre Nacht sich niedersenkt:
 Dann bist du es, der unser denkt;

Dann bist du es, der uns bewacht,
 Daß nicht die Dunkelheit der Nacht,
 Daß nicht ein Unfall uns erschreckt,
 Bis uns dein Frühlicht wieder weckt.

Dir könne, wenn die Nacht entflohn,
Stets meiner Lippen erster Ton,
Und mein Gedant' erhebe sich
Zu dir, und preise, Vater, dich.

Doch nicht nur dieser Frühgedant',
Nicht nur mein lauter Lobgesang,
Dich preis' auf meines Lebens Pfad
Im Stillen manche gute That.

Stets preise meine Seele dich
Durch Dank und Liebe inniglich,
Durch Liebe, die Gehorsam schafft! —
O, liebt' ich dich aus aller Kraft!

Gieb mir den Sinn, der dir gefällt,
Mißfiel er auch der ganzen Welt!
Gieb Demuth mir und sanften Sinn,
Und was dir mißfällt, nimm es hin!

Gieb, daß ich stets voll Zuversicht
Hinauf seh zu dem ewgen Licht,
Daß, kommt die letzte Nacht herbei,
O, daß sie mir nicht schrecklich sey!

Karoline Rudolphi.

Jüdische Dichtungen und Fabeln.

I- Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen: denn
der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben.
Aber auch in der dunkeln Höhle war das Ge-
sez Gottes in seinem Herzen: er dachte fleißig
darüber nach, und fragte: wer ist mein Schöpfer?

Als er hinausgieng, und zum erstenmal
Himmel und Erde sah, wie erstaunte, wie freu-
te er sich! Er fragte überall umher: wer ist
der Gott Himmels und der Erde?

Eben gieng die Sonne auf, und er fiel hin auf sein Angesicht: „Das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn seine Gestalt ist so herrlich.“

Er hielt sie Einen Tag dafür; als aber am Abend die Sonne untergieng und der Mond herausstieg, sprach er: „Das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht seyn: vielleicht ist's dies kleinere Licht, und das Heer der Sterne sind seine Diener.“

„Aber auch Mond und Sterne giengen unter, und Abraham stand allein. Er gieng zu seinem Vater Tharah, und fragte ihn: wer ist der Gott Himmels und der Erde? und Tharah zeigte ihm die Gözenbilder.“

„Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben. Wenn ihr Götter Seyd, sprach er, so nehmet an euer Opfer!“ Aber die Gözenbilder standen todte da.

„Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Diensts zu zeigen.“

Er nahm einen Stecken und zerschlug die Gözen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: „Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitbrüder geschlagen; komm und sieh!“

Als Tharah nun zornig antwortete; „Du spottest meiner! Wie kann ers, da meine Hände ihn gemacht haben?“ Siehe, da nahm Abraham ihn beim Worte; „Zürne nicht, Vater, und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermöge: wie sollte er denn der Gott seyn, der

mich und dich erschaffen, und Himmel und Erde regiert?“

Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weisheit; und bald erschien diesem sein Gott, rief ihn aus Chaldäa, und Abraham ward der Anrichter des wahren Gottesdienstes auf der Erde.

2. Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinchas, der Sohn Jair, ein armer aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen Miffag.

Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getraide aufzuheben gaben; sie vergaßen aber, es abzuholen, und reiseten weg.

Pinchas ließ das Getraide alle Jahre säen, ernten und in die Scheune sammeln.

Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder und fordereten ihr Getraide. Pinchas erkannte sie bald, und sprach zu ihnen, kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; siehe, da habt ihr das eure.

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelgestein hieng, und sprach zum Vater: „Vater, der Segen des Herrn macht reich!“

„Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht, und gab ihn dem frommen Ismaeliten wieder.“

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

3. Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagtest: „dies Gebot ist groß, dar-

um will ichs halten, denn sein Lohn wird groß seyn.“ Gott hat dem Menschen nicht offenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein. Er ließ einem jeden seine Arbeit frei, und des Abends fragte er einen jeden, woran er gearbeitet habe?

Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze. Dieser den Feigenbaum, jener den Delbaum, der die Lipresse, der den Palmbaum.

Der Hausvater gab einem jeden nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben?

Er antwortete: weil ich die kleinste Pflicht wie die größte that, darum hat mich Gott also gesegnet.

4. Die Krone des Alters.

Wenn der Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verstandigen Haupt ist graues Harr ein schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen und erklärten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: „nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausgieng, um die Länge des Weges; nie war ich stolz auf meine Einsichten; nie lehrte ich Andere, was ich selbst zu thun nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob ich die Hände auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden.“

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben; darum bin ich so alt worden.“

Der Dritte, ein Richter des Volkes, sagte: „nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eignen Sinn; nie sprach ich mit Wissen und Vorsatz ein ungerechtes Urtheil aus; darum bin ich so alt worden.“

Der älteste der Väter sprach: es sagt das Sprichwort: „die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr, meine Kinder, send auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone.“

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

5. Die Pflanzung des Weins.

Als Noah den ersten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Rebstock und sprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze.

Schnell holt er drei Thiere herbei, ein Schaaf, einen Löwen und eine Sau, und schlachtete sie nach einander über dem Weinstock. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben, und äußert sich noch in seinem Gewächse.

Wenn der Mensch einen Becher Weins trinkt, so ist er angenehm, milde und freundlich: das ist die Natur des Lammes. Trinkt er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen. Thut er noch mehrere hinzu, so verliert er den Verstand, und wälzt sich zuletzt im Leth.

Darum sagen die Weisen: der Wein gehet hinein und der Verstand gehet heraus. Imgleichen: an dreierlei erkennet man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorn und an seinem Beufel. (Wie er mit dem Seinigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke gebehret.)

— Aus dem deutschen Merkur.

Am zweiten Geburtstage des kleinen Adolph.

Schon ein Jahr von deinem Erdenleben,
Süßer, holder Knabe, flog dahin:
Schon beginnt dein Geist empor zu schweben
Schon wächst dir der edlen Menschheit Sinn.

Dunkel zwar, wie nebelichte Träume,
Dämmern ist noch die Gedanken dir,
Noch sehn wir der Tugend zarte Keime
Dicht verhüllet; und ahnden wir dich

Segnend schon des Jünglings edles Feuer,
Schon den Durst nach Thaten groß und schön,
Und der Knabe wird schon ist uns theuer,
Und voll fester, großer Hoffnung sehn

Wir schon ist in seinen Kindesjügen
Mit geheimer stiller Seelenlust
Schon des Mannes edle Seele liegen,
Sehen Thaten glühn in deiner Brust.

Täusche, Knabe, täusch nicht das Erwarten,
Vaterlieb' und Mutterliebe nicht —
Deine Seele gleiche Edens Garten,
Wo ihr Alter einst noch Freuden bricht.

Schon horchst du der Bäume lieblich's Wehen,
Schaust mit Lust der Sonne goldnen Strahl,
Weist dem lieben Monde nachzusehen,
Hüpfest, wie ein Lamm im Frühlingsthal.

Neine Lust durchwandelst die Gefilde
Und durchwaltet jede Ader dir; —
Glänze sie doch stets in deinem Bilde,
Weiche sie doch nimmer weg von dir!

Heut umwind' ich dich mit Mirkenzweigen,
Kränze deine junge Stirne dir;
Süßer Knabe, ach! sie sollen zeugen
Von dem treuen, heißen Wunsch in mir;

Daß sie nimmermehr von deiner Seite
Weiche, diese Lust, der Unschuld Lohn;
Daß sie sanft durchs Leben dich geleite,
Bis dein letzter Hauch entflohn.

Caroline Andolphi.

Die Wolken.

(Im December.)

Da zieht sie hin, die düstre, graue Hülle
Verdeckt der Sonnen Angesicht;
Da zieht sie hin, verbirgt der Freuden Fülle,
Verbirgt uns ihr erquickend Licht. — — —

Schon drängt ein Strahl sich wieder durch die
Hülle
Von ihrem königlichen Glanz;
Willkommen mir mit deiner Freuden Fülle!
Willkommen mir im Stralenkranz! — — —

Doch kaum enthüllt, deckt eine Wolke wieder
Den liebevollen warmen Blick.

Und träufelt ihre Trauerthränen nieder —
 Ach! dies ist unser Erdenglück! — — —

So folgt der schönen lichten Freudenstunde
 Die düstere gleich auf dem Fuß,
 So stöhrt oft eine schnelle Herzenswunde
 Des Lebens seligsten Genuß.

O schütze mich, mein guter Engel, schütze
 Mich, daß ich nie mit Seel' und Sinn
 An seinen Freuden häng'; von dauerndem Besitze
 Nie träume, still sie seh' entfliehn.

Daß laß mich jede Blum' am Wege brechen
 Mit stiller frommer Gnügsamkeit,
 Und wenn ihr Duft mich freundlich stärket,
 Sprechen:
 Auch dich hat der hierher gestreut.

Der gerne segnet, gerne Glück verbreitet,
 Ach! dessen Hand stets aufgethan
 Zum Wohlthun ist, der Seligkeit bereitet,
 Für den, der wandelt rechte Bahn.

Zu, muthig will ich keine Wolke scheuen,
 Die mir vor meine Sonne tritt,
 Will mich der lichten Stunden sorglos freuen
 Und wandeln ruhig Schritt vor Schritt,

Will, flieht die Freude, dann nicht trostlos
 Klagen,

Will, fester Hoffnung, aufwärts sehn,
 Und harren still nach bessern, heitern Tagen
 Und jedes Uebel leicht bestehen.

Karoline Andolphi.

Epistel an einen jungen Mann, der verdrießlich war.

Warum ziehst du, junger Mann,
Deine Stirne, wie die Alten,
So verdrießlich schon in Falten?
Siehst die Weilschen nicht mehr an?
Hast, wenn Nachtigallen singen,
Nicht, wie sonst, noch Freude dran?
Träumst, wer weiß von was für Dingen,
Wenn wir mit den Gläsern klingen,
Und ein Scherz, ein Einfall, kann
Uns dein Lächeln kaum erzwingen?

Hat man um dein kleines Guth,
Um dein Alles, dich betrogen?
Oder hat den alten Muth
Dir die Schwindsucht ausgesogen?

Nein, du bist noch nicht der Raub
Eines Fiebers; deine Wange
Bleicht noch nicht wie Herbstes Laub;
Und dein Gütchen, wie wir wissen,
Ward von Flammen nicht verzehrt,
Nicht durch Gluten weggerissen,
Nicht durch Hagelschlag verheert.

Wie? so ist nur deine Kente,
Lieber Jüngling, dir zu klein?
Nicht aus Habsucht! Denn wie könnte
Solch ein Mann mein Freund auch seyn?
Dir versagte die Natur
Bei dem herrlichsten Talente,
Das Talent: zu sparen, nur.
Aber, willst du mich nur hören,
Mich, der nicht mit Sechsen fährt,

Und wohl nie auf eignem Heerd'
 Wird die Heimchen zirpen hören;
 (Sonst auch wären meine Lehren
 Dieses Blatt Papier nicht werth!)

O gewiß! der Nachtigallen
 Süße Frühlings-Melodein
 Sollen wieder dir gefallen,
 Und dein Mund bei Scherz und Wein
 Wieder lächeln, und von allen
 An Gesang der reichste seyn.

Ich, erzogen unter Grafen,
 Hülft' in weiche Seide mich,
 Konnt' auf weichen Pflaumen schlafen,
 Und mein Pferdchen, klein wie ich,
 Gieng bei meiner Schwester Schaafen
 Auf der Weide, brüderlich.
 Wenn mein Lehrer einst für mich,
 Mittags, einen Wunsch verrieth,
 Fand ich Abends unterm Teller,
 Die Erfüllung schon; wer schied
 Je von seinem letzten Seller,
 Lieber für sein Kind, und schneller
 Als mein Vater? Dank', o Lied:
 Dank' ihm noch in seinem Grabe,
 Daß er mir die Weisheit pries,
 Und was ich im Kopf iht habe,
 Mir, statt meines Erbtheils, ließ.
 Weihrauch soll noch in der Erde
 Meinem großen Lehrer *) glühn!
 Was ich bin und was ich werde,
 Ward und werd' ich halb durch ihn.
 Daß ich mit gebundnem Flügel
 Ruhig sitze hier im Thal,
 Da ich sonst dem steilsten Hügel,
 Wie der Ahr **) dem Sonnenstrahl,

*) Niemeyer, ehemaliger Inspektor des Königl. Pädagogii zu Halle.

**) Adler.

Gerne zugeflogen wäre,
 Zu entfliehen dem Geschmeiß,
 Das ich hass': ist größre Ehre,
 Als das alles, was ich weiß.

Und woher nun diese Ruhe?
 O! mein Vater ließ mich schön,
 Troß der langen Reihe Schuhe,
 Auch bisweilen baarfuß gehn.
 Aus dem weichen seidnen Kleide
 Wird oft schnell der größte Fries:
 Troß dem Pferdchen auf der Weide,
 Mußt' ich, wenn der Nordwind bließ,
 Hübsch zu Fuß gehn durch die Heide,
 Und, statt meines Pfühls von Pflaum,
 Einen harten Sack voll Kernen
 Unterm Kopfe, ohne Traum,
 Ohne Wälzen, schlafen lernen.
 Alle Freuden dieses Lebens,
 Die ein reicher Mann genießt,
 Und um die ein Thor vergebens
 So viel Thränen oft vergießt,
 Lernet' ich, weil sie doch das Glück
 Wenigen kann nur gewähren,
 Nicht verachten, nur entbehren:
 Eines Lehrers Meisterstück!

Wär' ich nicht ein armer Wurm,
 Wenn ich auf dem Harz nicht Sturm,
 Schnee und Reif ertragen könnte?
 Wär' ich nicht ein armer Tropf,
 Wenn mein Auge mit im Kopf
 Ueber Kutsch' und Pferde brennte?
 Ha! sieh her! den Genssen gleich,
 Kann ich, unter Donnerwettern,
 Ruhig auf den höchsten Zweig
 Der gezackten Felsen klettern.

In dem Fraß von Bergopzoom
 Lach' ich mehr in einer Nacht,
 Als der Vater Papst zu Rom
 In dem purpurnen Salare
 Während seines Lebens lacht.
 Keinen Heller bin ich schuldig;
 Ist denn das nicht reich genug?
 Sahst du je mich ungeduldig, —
 Wenn das Glück mir Knipchen schlug?
 Besser ist's, die Menschen sagen:
 Dreimal mehr verdienstest du!
 Als daß Weise spöttisch fragen:
 Sagt, wie kam der Narr dazu?
 Sieh! Ich zwing' im schlichten Kleide
 Selbst dem Buchrer Achtung ab,
 Denn gewiß, wir fühlen beide,
 Daß mein Herz mir manche Freude,
 Ihm sein Gold nur Sorge gab.
 Sieh! vor meines Herzens Kälte
 Und der Flamm' in meinem Blick,
 Triff verlegen er zurück,
 Weil ich für sein Bubenstück,
 Schweigend einen Schelm ihn schelte.

Niemals drängt' ich mich hinan
 Zu den Großen dieser Erde:
 Aber wenn ich einem Mann'
 Etwas zugestoßen werde,
 Der nicht Rang verleugnen kann:
 O der bleib' ein Thor für sich!
 Ich, ich komm ihm niemals wieder.
 Schädest du, o Großer, mich?
 Wohl! so laß dich auch hernieder.
 Und so habe Muth genug,
 Mich, wie ich da bin, zu nehmen,
 Und dich meiner nicht zu schämen,
 Weil auf seinem Kriegeszug

Nicht auch meinen Urgroßvater
 Kaiser Karl zum Ritter schlug,
 Und, wie dich, mich in den Prafer *)
 Nie ein goldner Wagen trug.

Aber mehr als Stolz der Großen,
 Hass' ich Stolz der Reichen noch.
 Liebes Glück! du wollest doch
 Nur so weiß mich nicht verstoßen,
 Wie so karg du sonst auch bist,
 Daß mich der, nur der nicht reffe,
 Wenn nach mir die Flamme frist,
 Dem die Weisheit ein Gespötte
 Und Talent ein Eckel ist.
 O wie leicht ist's, wenn der Noth,
 Edelmuß zu fliehen gebot,
 Unfern Dank ihm aufzudringen;
 Doch, der Eitelkeit ihn bringen,
 Das ist schwerer als der Tod!

Sieh! wehn gleich von meiner Wiege
 Bis zu meinem Traualtar,
 Größtentheils mein Pfad zur Gnüge
 Ueberstreut mit Rosen war,
 Doch mit unter nun auf Schollen
 Oder Stoppel sich verliert,
 Dennoch hörst du nie mich schmolten,
 Denn ich weiß, wer mich ihn führt.
 Wenn ich auch auf jene Höhe
 (Ach! nach der ich Thor sonst hin
 Gierig sah, doch nicht mehr sehe)
 Gleich nicht halb gekommen bin:
 Dennoch sitz ich hier am Hügel,
 Lächelnd, wenn sich mißvergnügt

Unter

*) Ein öffentlicher Spaziergang bei Wien, der sonst nur dem Adel offen stand, bis der ige Kaiser jedermann den Zutritt erlaubte.

Unter eines Adlers Flügel,
 Mancher Säunert *) schlaun vertrieht.
 Aber du? was willst du machen?
 Willst du dich hier neben mich
 Sehen, und mit Goeckling lachen?
 Oder mit dem Säunert dich
 Auf zur Höhe fragen lassen?
 Um dem Reichen gleich zu prassen,
 Ist dein Gütchen kaum das Spiel
 Zweier Jahre; um dem Leben
 Reiz durch frohen Muth zu geben,
 Hast du wahrlich schon zu viel,
 Lerne, so wie ich, entbehren,
 Und genießen, was du hast.
 Fort vom Tische mit dem Gast,
 Wenn du ihn mit einer Last
 Von Gerichten sollst beschweren:
 Fort von Leuten, die dich nicht
 Länger auf der Zunge tragen,
 Als so lang ein goldner Wagen
 Und ein Samtrock für dich spricht.
 Wer dich dann noch immer schähet,
 Wenn dein Frak von Bergopzoom
 Sich vertraulich zu ihm setzet,
 Lieber sich am Napf voll Rohm
 In der Laube mit dir leset,
 Als, zur Statue versteint,
 Wenn da gleich Champagner brauset,
 An der Fürsten = Tafel schmauset:
 Der allein war nur dein Freund!
 Wer, wie du, der Großen Gnade
 Nicht bedarf, auf seinem Pfade
 Aus dem Thoren beugen kann,
 Und mit Freuden durch das Leben

*) Zaunkönig.

Wie in einem Tanze schweben:
 O wie glücklich ist der Mann!
 Freilich muß an dem Vergnügen
 Froher Weisheit ihm genügen;
 Denn was ist sonst wahres Glück?
 Aber wirfst du deinen Blick
 Von des Nachbars samtnem Kleide
 Schnell auf deinen Frak zurück:
 Weg ist alle deine Freude!
 Samt ist freilich warm und weicher,
 Und auch ich, machst mich das Glück
 Ohn' ein großes Opfer reicher,
 Trage, wenn mich friert, ihn wohl;
 Aber, wenn ich sorgenvoll,
 Um das Samtkleid zu erwerben,
 Nur ein Jahr mich plagen soll,
 Will ich gern im Fracke sterben.

Für Bedürfniß hat ein jeder
 Seinen eignen Maaßstab, Freund!
 Wahre Noth drückt ihn entweder,
 Oder nur was nöthig scheint.
 Aber, Freund! was ist dir nöthig?
 Muß dein Silber vierzehnlöthig,
 Muß aus Bacherach dein Wein,
 Muß dein Porzellan aus Meissen,
 Und ein Rebhuhn just aus Preussen,
 Um recht zart zu schmecken, seyn?
 Alles das kannst du dir geben,
 Wenn die Klugheit, ohne Last,
 Nur nach diesem Ziel soll streben;
 Doch wie lang wirst du noch leben,
 Wenn du das erlausen hast?

Wenn zum erstenmale wir
 Beid' in einem Schauspiel wären,
 Ohne Hoffnung, jemals hier
 Noch ein zweites anzuhören:

Würdest du wohl Zeit und Wiß
 Emsig nur damit versplitttern,
 Einen recht bequemen Sitz
 In den Logen auszuwiffeln?
 Denn, mein Freund, verlorest du
 Deine Zeit mit diesen Bissen,
 Und der Vorhang fiele zu:
 Sag, was hättest du genossen?
 Spielt man etwa dir zu Liebe
 Noch einmal? Nein! aus ist aus!
 Und, kaum hingeseht, so triebe
 Dich der Pförtnr schon hinaus.
 Dieses Schauspiel ist das Leben,
 Und der Sitz ist unser Glück.
 Ein Billet ward uns gegeben,
 Gültig für ein einzig Stück.
 Laß das unsre uns, das binnen
 Wenig Stunden schon vielleicht
 Ein zu frühes End' erreicht,
 Im Parter mit allen Sinnen
 Froh genießen; nicht vernarrt
 In den Rang, die Loge suchen;
 Denn was hilft es, ist er hart,
 Noch so sehr den Sitz verfluchen?
 Ist die Vorstellung vorüber,
 Dann so ist es gleich, mein Lieber,
 Ob wir sanft auf Eiderdaun
 Oder hart auf Holz gesessen.
 Der auf Daunen hatte, traun!
 Die fünf Akte durch gegessen:
 Doch wie wird er nun verdaun?
 Gähnen wird er, Freund! indessen
 Wir mit den Socraten nun
 In Elisium, an Bächen,
 Sanft auf Moos und Beilchen ruhn,
 Und vom Vorspiel uns besprechen.

Würden wir noch ißt so alt,
 Wie zu Adams goldnen Zeiten:
 O mich selber würde bald
 Jener Samlungsg Geist verleiten.
 Fünfzig Jahr schätz' ich geringe,
 Könnst' ich bei gespartem Wein,
 Noch fünf hundert guter Dinge
 Mit den Ururenkeln seyn.
 Aber so, mein Lieber, gucken
 In die Welt wir kaum hinein
 Und sind fröhlich: ach so schlucken
 Uns die Gräber hurtig ein.
 Wer von diesem Augenblick
 Viel um Geld verkaufen kann,
 Ist ein Mann für großes Glück,
 Aber, Freund, für mich kein Mann.

Froh beim Napf voll Rohm zu singen,
 Um zum Fuß des Stolzes, Freund,
 Nur das Rauchfaß nicht zu schwingen:
 Das ist leichter, als es scheint.
 Ein Vergnügen sich versagen,
 Um die Hälfte von dem Joch
 Eines Freundes mit zu tragen:
 Das ist zehnmal leichter noch.
 Doch auf Meißens weiße Zeller,
 Bacharach in dem Keller,
 Und ein weit gereis'tes Huhn,
 Einem Weibe zu gefallen,
 Das uns liebt, Verzicht zu thun:
 Ist das leichteste von allen.
 Freund! so lieb' ich ißt als Gasse,
 Zwar nicht prächtig, doch bequem,
 Mit vier Andern, fast von dem
 Was ich ganz allein sonst hatte.
 Dennoch hatt' ich nie genug,
 Denn der Leere zu entlaufen,

Die mich aus dem Hause jug,
 Mußt' ich mir Gesellschaft kaufen.
 Damahls wollt' es nichts bedeuten,
 Tag und Nacht Kurir zu reiten.
 Um zu sehn, wie Sara *) weint;
 Ist kann ich so was entbehren,
 Meine Kinderchen gewähren
 Mir das beste Schauspiel, Freund!
 Um die Mara **) nur zu hören,
 Hätt' ich damals obenein
 Für die Stadt bezahlt; allein
 Ob mir ist — die Stimm' in Ehren! —
 Ihre Triller lieber wären,
 Als das bloße: Trarara!
 Meines Weibes, das den Jungen
 Eben ist hat eingesungen:
 Daran zweift' ich selbst beinah.

Ach! das freundliche Gesicht
 Dieses Jungens tauscht' ich nicht
 Gegen Danzigs volle Speicher,
 Oder Hamburgs Haven um.
 Dennoch wär' ich gerne reicher;
 Aber weißt du auch warum?
 Ich, der sehr das Geben liebt,
 Gebe mehr, als ich wohl sollte;
 Aber dennoch, wie betrübt!
 Nie, was gern ich geben wollte,
 O wie sollte der sonst lachen,
 Der noch weinend von mir gieng!
 Denn, mein Lieber, glücklich machen
 Ist ein gar zu köstlich Ding.

*) In Lessings Trauerspiele.

**) Eine geschickte Sängerin.

Wohl mir, daß durch mich auf Erden
 Wenigstens ein Weib es ist!
 Willst auch du durch mich es werden,
 Folge, wenn du weise bist,

Göttingf.



Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite.
1 Frizchen am Neujahr.	1
2 Der kleine Ludewig an ein Schäfchen.	2
3 Der Obstgarten.	4
4 Die Kaze, die Maus und das Mäuselein.	7
5 Am 24ten Jänner 1781.	9
6 Mutter und Lieschen, ein Gespräch.	10
7 Der arme Mann.	13
8 Feldlust.	14
9 Der Nebel.	15
10 Die Krankheit.	18
11 Beno und sein heißhungriger Schüler.	20
12 Frizchens Weihnachtsfreude.	21
13 Am Weihnachtsabend.	22
14 Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders.	23
15 Ferdinands Antwort im Traum auf Wilhelms Frage.	24
16 Der Waghals.	25
17 Frizchens Danklied nach überstandener Krankheit.	26
18 Als Schwester Lottchen verreiset war.	27
19 Die Hunderestung.	28
20 Gespräch zwischen zwei Bauerkindern.	29
21 Der Kirchthurm.	32

	Seite.
22 Die böse Laune.	33
23 Der Schmaus.	34
24 Das Würmchen im Winter.	36
25 An eine Weintraube.	37
26 Nur der Anfang ist schwer.	38
27 Der arme Mann.	41
28 Die beiden Arbeiter.	42
29 Das Gewitter.	44
30 An meine Seele.	45
31 Bei einer Rose.	46
32 Der Uebergang vom Guten zum Bösen.	47
33 Man kann sich wieder bessern.	49
34 An Gust.	51
35 Die Kindheit.	52
36 Gebet eines Kindes.	53
37 Wunsch eines Knaben, als er dem Sing- spiele, die Jagd genannt, bewohnte.	54
38 Lied eines kleinen Mädchen an ein Roth- kehlchen.	55
39 Der Hirsch, der Gase und der Esel.	56

Zweite Abtheilung.

40 Geburtstagswunsch für Lotten, von ih- rem Vater.	58
41 Die wohlthätige Frau vom Stande.	—
42 Der großmüthige Gläubiger.	60
43 Frühlingslied eines kleinen Mädchen.	61
44 Charondas	62
45 Sinnreiche Güte,	64
46 Das Reisespiel.	—
47 Die wohlthätige Masquerade.	102
48 Die Sinne.	105
49 Soliman.	106
50 Die eiflen Wünsche; an den lieben Gott.	107
51 Der alte und der junge Bär.	108

52	Zu meinen lieben Kleinen, bei einer Brandstelle, wo der Blitz, doch ohne Schaden, gezündet.	109
53	Die Kaken und der Hausherr.	110
54	Der Vater und die drei Söhne.	111
55	An seinen Friß. (Am Geburtstage desselben.)	112
56	Boreas und die Erde.	115
57	Von der Arbeitsamkeit.	117
58	Der Priester und der Kranke.	122
59	Die Schlange.	123
60	Der König und der Schäfer.	—
61	Frißchen und der Vater.	124
62	Der kleine Löffel.	128
63	Fortsetzung der im dritten Theile abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder.	131
64	Der geizige Kake.	141
65	Warnung wider die Verschwendung der Zeit.	—
66	Die seltsamen Menschen.	145
67	Geschichte des jungen Alwils.	146
68	Die Hirsche.	151
69	Damon und Pythias.	152
70	Eine Geschichte aus Franken.	153
71	Die Kinder.	158
72	Im Winter 1782.	159
73	Die Reise durchs Leben.	162
74	Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt.	172
75	Der Frühling.	—
76	Der Straus und die Vögel.	174
77	Die vermeinte Gefahr. Eine Fabel	176

Dritte Abtheilung.

78	Lied.	179
79	Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.	181

- 80 Der junge Perser. Dem vielgeliebten
Prinzen L*** in B** von dem Her-
ausgeber gewidmet. 182
- 81 Der Morgen, den 3ten May 1781. 185
- 82 Einige Nachrichten von den Negerkla-
ven in Guinea, und von ihrem Zustan-
de in den ameritanischen Kolonien der
Europäer. 186
- 83 Lied am Wintermorgen. 201
- 84 Meine Empfindung nach dem so herzlich-
en und mit Thränen begleiteten Wun-
sche meiner verehrungswerthen Pflege-
mutter. 202
- 85 Lorenz und Leonore, eine lehrreiche Ge-
schichte. 204
- 86 Lorenz und Leonore. (Fortsetzung.) 220
- 87 Morgenlied. 232
- 88 An Phöbe, auf ihren vierzehnten Ge-
burtstag; von ihrem Vater. 233
- 89 Danklied beim Erwachen. 243
- 90 Jüdische Dichtungen und Fabeln. 244
- 91 Am zweiten Geburtstage des kleinen
Adolph, den 8ten July 1781. 249
- 92 Die Wolken. Im Dezember. 250
- 93 Epistel an einen jungen Mann, der ver-
drießlich war. 225